

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Puttkamer	473
Der Rückgang der Universitätsphilosophie. Von Rudolf Lehmann	483
Unsterblichkeit. Von Ellen Key	487
Hilligenlei. Von Frieda Frella von Bülow	491
Empfehen. Von Hans Karngt, Lubliner, Schlaf, Gillingen, Damaschke	498
Wache. Ein Brief von Heinrich Mann	500
Goldminen. Von Leben	503
Das Kreuz	507

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



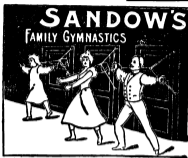
Berlin.

Verlag der Zukunft.

Reichenstraße 10.

1906.

Bewegung ist das rationaliste Heilmittel



für $\frac{1}{10}$ aller Beschwerden und Leiden. In 10 Minuten erzielt man mit

Sandow's Family Gymnastics

mehr heilsame Körperbewegung als durch stundenlange andere Tätigkeit, und „Zeit ist Geld.“

— Von Aerzten vielfach verordnet und empfohlen. —

Preis M. 16.— complet mit Uebungs-Tabelle.

In den meisten besseren Sport- und Gummi-Geschäften zu haben.

Wo nicht erhältlich weist gern die nächste Bezugsquelle nach:

Sandow's Own Combined Developer, Hamburg, Bleichenhof Dept. 2.

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Atamedy
Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 31. März 1906.

Puttkamer.

Vor vierzehn Tagen erwähnte ich ein Gerücht, daß den Gouverneur von Kamerun, Herrn Jesko von Puttkamer, beschuldige, die Amtsgewalt grüßlich mißbraucht und durch unzüchtigen Wandel Aergerniß erregt zu haben. Ein dummes Skandälchen, dachte ich; sagte, nur ein Theil der Anklagen sei bisher veröffentlicht worden, und glaubte, von der Sache werde erst wieder zu reden sein, wenn die Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes die Untersuchung beendet habe. Dazu war Herr von Puttkamer ja von Buea nach Berlin gerufen worden. Die Anklage ist den Richtern vorgelegt, der Angeklagte ihnen täglich erreichbar: das Verfahren konnte nicht lange dauern; und dann würde der Kanzler oder ein Vertreter dem Reichstag Spruch und Begründung künden. Doch Denken und Glauben frommt nicht, wenn sich um neudeutsche Politik handelt. Auch diesmal kam es ganz anders. Tage lang wurde im Parlament, als gebe es im armen Reich gar nichts Wichtigeres zu thun, der Quark gepeitscht. Das Verfahren schwebt noch; aber der Kolonialdirektor, Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, war schon recht redselig. Der Gouverneur stand am Branger; schuhlos, wehrlos. Der Einzige, der für ihn eintrat, war ein betriebsamer Herr von erprobter Ungeschicklichkeit, den Bambergers Wig einst den Kolonialbocher genannt und dessen vom Hirn schlecht bedienter Eifer seitdem jedem Klienten geschadet hat. Aller Mund ringsum wider Jesko. Andeutung fürchterlicher Jugendsünden, die der evangelische Sinn eines freisinnigen Rectors nicht unbarmherzig enthüllen wolle. Die Kolonie seufzt unter dem System Puttkamer; ächzt unter der Fuchtel eines grausamen Tyrannen, dessen unsittliche Lebensführung das Schamgefühl jedes weißen und schwarzen Menschenbruders

verlehen müsse. Der sich im Gouvernement ein Liebchen hielt, das er Cousine nannte und dem er beim Abschied einen falschen Paß ausgestellt hat. Most horrible, stöhnt Hamlet senior. Und Akwa junior. Den kennst Du, lieber Leser, noch nicht? Der Berliner Lokalanzeiger vom fünfundzwanzigsten März 1906 lehrt Dich ihn kennen; giebt Portrait, Biographie, Visitenkarte und Interview. „Prinz Akwa von Bonambela und Vonaku, Bevollmächtigter von Bonambela-Duala-Kamerun. Sohn des Königs Akwa. Ganz modern erzogen. Verkehrte von Jugend auf viel in katholischen Adelshäusern und erfreut sich noch heute in diesen eines guten Ansehens. Wie das Bild zeigt, ist sein Aeußeres sympathisch; er kleidet sich elegant und führt eine anregende Konversation.“ Mag sein. Er sieht aus wie jeder andere im Faulenzen fett gewordene Negerlummel, ist weder Prinz noch bevollmächtigt, die Rechte von Bonambela-Duala-Kamerun zu vertreten, und hat sich die Fürstenkrone, die auf seiner Visitenkarte prangt, selbst verliehen. Da er im vorigen Jahr angeklagt war, altonaer Kaufleuten ein paar Tausend Mark abgeschwindelt zu haben, und nur freigesprochen wurde, weil er dem Hohen Gerichtshof seine kindische Unwissenheit glaubhaft zu machen verstand, scheint mir auch die ganz moderne Erziehung, die anregende Konversation und die in Adelshäusern fortwährende Achtung ins Reich der Lokalanzeigen zu gehören. Und dieser feine Knabe wird wie ein gleichberechtigter Gegner des Gouverneurs von Kamerun vorgeführt; ein dreißig und vierzig Druckzeilen füllendes Telegramm meldet, was er über Puttkamers „unheilvolles Regiment“ zu äußern geruhte. Auch zur Sammelstelle des Cousinenklatsches wurde das Blatt Augusti Scherl. Merkwürdig. Manchem Mächtigen mußte das Zeug also willkommen sein; denn ein Wink aus der Wilhelmstraße hätte Schweigen geboten. Das ist kein Skandalchen mehr. Ist ein Skandal. Da hilft kein Sträuben: man muß das Anklagematerial genau prüfen und trachten, ohne Vorurtheil den Thatbestand festzustellen.

Bei den fürchterlichen Jugendsünden brauche ich mich wohl nicht aufzuhalten. Höchstens bei Parlaments sitten, die solche Verdächtigung erlauben. Wenn ein Abgeordneter sagt, ein Kollege habe gehehrt, rügt der Präsident streng den Ausdruck. Wenn ein Abwesender hingestellt wird, als habe er sich in seiner Jugend mit Taschendiebstahl oder Kinderschändung beschäftigt, rührt sich nichts auf der Sella; und die Vertreter der Nation sichern vor Wonne. Der junge Herr Jesko soll als Corpöburich einen dummen Streich gemacht haben, der ihn Vand und Müze gekostet hat. Sehr schlimm kanns nicht gewesen sein; denn der Pava, Herr Robert von Puttkamer, verstand keinen Spah und Bismarck hätte einen Bemafelken, auch wenns ein Kesse seiner Johanna war, nicht in den Reichsdienst übernommen. Ein leichtes Tuch, meinnetwegen sogar der

leibhaftige Hans Lüberlich. Heute hat er graues Haar und einen von zwanzig-jähriger Tropenarbeit morschten Körper. Und der Abgeordnete Kopsch, Rektor einer berliner Gemeindefchule, steht im Reichstagsaal auf und spricht von den „Jugendünden“ dieses alternden Mannes. Wenn ich Bürgermeister wäre, dürfte ein Herr, dem sein Gewissen Solches erlaubt, nicht die Vorsehung armer Kinder bleiben. Wenn ich Reichstagspräsident wäre, hätte ich den Redner zur Sache gerufen, zu der ein längst verjährter Studentenkonflikt sicher nicht gehörte. Und wenn ich Kolonialdirektor wäre, hätte ich die Verdächtigung schroff zurückgewiesen und gesagt, für die Unbescholtenheit des Herrn von Puttkamer zeuge die Thatfache, daß die verantwortliche Instanz, der sein curriculum vitae ohne Lücke bekannt war, ihn angestellt hat. Doch all diese Würden sind mir unerreichbar fern. Der Abgeordnete Kopsch weckte „stürmische Heiterkeit.“

Auch der Fall Akwa ist schnell zu erledigen. Von den beiden Oberhäuptlingen des Dualastammes, die vor zweiundzwanzig Jahren ihre Hoheitrechte den hamburgischen Firmen Boermann und Zanzen & Tormählen abtraten und die trotzdem von deutschen Zeitungschreibern noch immer Könige genannt werden, ist Bell für Akwa gegen Puttkamer. Mehr als einmal ist mir von Kaufleuten aus Kamerun geschrieben worden, der brave Akwa sei ein Trunkenbold, der in allen Faktoreien um Schnaps bettle; man solle weder ihn noch sein exportirtes Früchtchen ernst nehmen. Dieser Rigger und seine Leute haben nun nach Berlin eine Beschwerdeschrift geschickt, die, da sie von „Affessoridmus“ und von einem „System Puttkamer“ sprach, wahrscheinlich nicht auf dem Acker ihres Geistes gewachsen war, jedenfalls aber Beleidigungen des Gouverneurs und hoher Beamten enthielt. Sie wurde, wie allgemein üblich ist, „zur Aeußerung“ an den Gouverneur gesandt. Der kameruner Richter, zu dessen Kenntniß sie auf dem Amtsweg kam, eröffnete gegen die Unterzeichner ein Verfahren wegen verleumderischer Beleidigung und verurtheilte sie zu sehr harter Freiheitsstrafe. Der Gouverneur fand das Strafmaß viel zu hoch, bestätigte das Urtheil nicht und erklärte, er hätte, da er angeschuldigt sei und sich als Partei fühle, auch ein gelinderes Urtheil nicht bestätigt. Der Richter waltete in voller Freiheit seines Amtes. Sein Spruch ist nicht rechtskräftig geworden, weil der Gouverneur ihm die Bestätigung weigerte. Was ist an Puttkamers Handeln hier also zu tadeln? Daß er den Strafantrag stellte, ehe er sich vor der berliner Instanz von Akwas Anwürfen gereinigt hatte? Vielleicht schien ihm das Interesse der Kolonie gefährdet, wenn er unbotmäßige und lästige Neger, die mit Verleumdungen öffentlich in Europa hausiren gingen, Monate lang unangefochten ihre Heldenthat erzählen ließ. Vielleicht erinnerte er sich, daß

auch in der lieben Heimath, wenn die Ehre eines Beamten verletzt scheint, flüht die Staatsanwaltschaft bemüht und nicht erst peinlich untersucht wird, ob und in welchem Umfang die Anschuldigung am Ende begründet sei. Er konnte bessere Muster wählen. Daß aber von einem Disziplinarvergehen nicht die Rede sein könne, mußte selbst der gestrenge Herr Erbprinz im Reichstag zugeben.

Was bleibt? Die falsche Cousine und der falsche Paß. Als Herr von Puttkamer im Jahre 1896 auf Urlaub in Berlin war, wurde er (nicht, wie gelogen worden ist, an einem unsauberen Ort) einem hübschen Fräulein vorgestellt, das schon einen Mann beglückt hatte, aber (muß man in Deutschland wirklich noch heute in solchem Fall „aber“ sagen?) den Eindruck einer Dame aus guter Kinderstube machte. „Fräulein Eckhardt.“ Der die Bekanntschaft vermittelnde Krieger fügte leise hinzu: „Ihr richtiger Name ist Eckhardtstein; seit der Entgleisung verbirgt sie sich den freiherrlichen Verwandten und nennt sich Eckhardt. Doch tadellos anständig, nicht?“ Die Einigung war wohl nicht allzu schwer; und die Maienzeit dieser Liebe gewiß sehr lustig. Dann rief die Pflicht. Verschieden muß sein. Schon jetzt? Die Lunge des Fräuleins war nicht in Ordnung. Der Gouverneur wollte sich für den Lenzgenuß dankbar erweisen, brachte die nette Freundin nach Madeira, sorgte für Gesellschaft und tröstete Marie mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen. Inzwischen habe sie gute Luft und Pflege und könne ihn gesund und frisch auf der Baldinsel oder in der Heimath erwarten. Damit schied er; und hatte die Nummer bald vielleicht aus dem Gedächtniß verloren. Eines Tages aber war die Holde in Kamerun. Sehnsucht, Langeweile, Neugier? Madeira ist, trotz Wein, Spiel und Ochsenschlitten, nicht sehr amüsant und der Husten der Schwindkräftigen, den man auf Schritt und Tritt hört, stimmt den Heitersten allmählich zur Wehmuth. Enfin, sie war da. Habe es ohne ihn nicht ausgehalten und sei ihm nachgereist, trotzdem sie einen schlimmen Empfang fürchten mußte. Was war zu machen? Der Verstand rieth: Auf den nächsten Boermannsdampfer verstaunen und dem Kapitän auf die Seele binden, daß er die süße Ladung nicht vor Hamburg löschet. Doch die Sinne widersprachen; und das gute alte Pommernherz wurde weich. Hier hat man nichts. Zu Haus stellen sie sich anders vor. Kein Theater, kein Konzert; von der Kulturfreudentafel nicht das winzigste Bröckchen. Dualawelber, die man, als Regierungspitze, auch nicht mal antühren darf; und thut man es, der Noth gehorchend, dennoch, dann ist das animal nachher nur um so trister. Dazu das Klima; immer Chinin schlängen und nie wissen, ob man jemals noch eine deutsche Buche sieht. Ist nicht auch rührend, daß die Kleine, der ich das schwarze Sandloch parlando doch nach Kräften geschwärzt habe, mir, trotz der Biebergefahr, auf dem Brachifahn ins Ungewisse nach-

gondelt? In ein Land, wo weder Korylopsis noch ein menschenwürdiges Seidenhöschen zu kaufen ist? Ein nicht mehr Junger glaubt gern an selbstlose Liebe; wärmt sich an diesem Glauben. „Hier hat der arme Sturm doch nichts als mich“. Der Gedanke, Marietchen könne gehofft haben, den Einsamen ohne Weiberkonkurrenz fürs Leben zu ködern, würde die Manneseitelkeit kränken. „Ein toller Einfall! Da Du nun aber mal hier bist, kann ich Dir nicht die Thür weisen. Nach vierzehn Tagen bringe ich Dich dann wieder an Bord, Du Racker!“

Werft Steine, Ihr Keuschen, deren Auge nie begehrend ein Weib angeschaut hat; und schreibt Den, der Euer säuberliches Gesellschaftspiel nicht mitmacht, getrost auf die Liste der reuelos dem Laster verfallenen Sünder!

Aus den zwei Wochen werden drei Monate. Unglaublich nett, nach so langer Entbehrung hier mit einer weißen Frau, einer richtigen Dame, zu leben, die sich für Alles in dieser ihr neuen Welt interessirt, mit der man ausreiten, sich bei Tisch und in kühlen Nächten unterhalten kann. Ins Gouvernement mußte sie. Hotels giebt es nicht; und wenn er sie anderswo geherbergt hätte, wäre leicht Skandal entstanden. Das Kind mußte einen Namen haben; also: „Meine Cousine.“ Hier verbot auch kein Bedenken die Führung des richtigen Namens. Und da eine jungfräuliche Waise nicht bei Better Hagestolz eingelehrt wäre, hieß Niece nun Freifrau von Eckhardtstein. Das Alles war ganz natürlich und erregte nirgends Anstoß. Wo denn auch? Etwa bei den Quasaleuten, deren Häuptlinge einen Havem halten und die Weib und Kind jedem Weißen für Geld anbieten? Mancher Europäer dachte wohl, leis oder laut, mit der Verwandtschaft sei es nicht weit her; bekümmerte sich aber nicht drum und wünschte sich höchstens, selbst einmal solchem wohlriechenden Bäschen Obdach gewähren zu können. Da Marie nun im Cousinentrang saß, konnte sie nicht eingesperrt werden, wenn Gäste kamen. Das wäre aufgefallen und hätte sie rasch ins Dienstbotengerede gebracht. So war sie denn auch bei Tisch, als ein paar Marineoffiziere mit dem Gouverneur speisten. Die Allure der Dame war gut und Seeleute nehmen nicht gar so genau; in mancher Messe, manchem Kasino haben schon wüstere Weiber mitgetafelt. Ein verheiratheter Kapitän aber brummte ein Bißchen, als er den wahren Sachverhalt erfuhr (der also nicht verborgen geblieben war); brummte, beklagte sich aber nicht und war schnell wieder friedlich, als der Gouverneur ihn besucht und sich von der Rothlüge entschuldigt hatte. Immerhin war diese erste Verstimmung ein Symptom, das ein Kluger nicht übersehen durfte. Nun mußte geschieden sein. Marie wollte die lange Reise nicht ohne Paß wagen. Der Gouverneur stellte ihn aus. Legitimirende Papiere konnte er, der wußte, wie dieser Reiseplan entstanden und ausgeführt war, nicht fordern. Den notorisch falschen Namen

Ekhardt nicht hineinschreiben. Also: Von Ekhardtstein. So hatte er sie kennen gelernt und oft nennen gehört; und nie gezweifelt, daß ihr der Name gebühre. Viel später ist dann, in Dresden, herausgekommen, daß sie weder Ekhardt noch Ekhardtstein, sondern Eke heiße. Sie wurde wegen Benutzung eines falschen Passes verurtheilt; und, sagen Puttkamers Feinde, verrieth den Gönner nicht, der ihr die falsche Urkunde ausgestellt hatte. Wie vornehm! Welche zärtliche Rücksicht! Ich glaube: sie schwieg, weil der Verrath ihr nicht nützen konnte. Denn sie hatte den Gouverneur, um sich interessant zu machen, belogen.

Urkundenfälschung, sagen Kopsch, Bebel und Genossen; der Mann muß ins Zuchthaus. Und der Erbprinz (nicht Akwa, sondern Hohenlohe) findet, die Sache sei zwar noch nicht ganz aufgeklärt, der Schein spreche aber gegen den Gouverneur. Wirklich? Ist dem erfahrenen Herrn Vesko zuzutrauen, daß er mit Bewußtsein eine falsche Urkunde ausstellt und Gefängniß und Ehrenrechtsverlust riskirt? Cui bono? Um Feindliebchen ein Vergnügen zu machen? Hintertreppenschwatz. Einem echten Edelmann ist's auch gewiß gar nicht angenehm, bescheinigen zu müssen, daß seine Illegitime von Adel ist. Ich finde, daß Alles für und nichts gegen Puttkamers Angabe spricht. Er hatte kein Interesse an der falschen Beurkundung. Marie Eke aber konnte glauben, durch die Nobilitirung ihren Marktwert zu erhöhen. In welcher Welt leben denn all diese heilig Reinen? Haben sie nie galante Mädchen gekannt, die sich für verführte Grafentöchter ausgaben oder, mit diöktet leidvollem Lächeln, auf der Strumpfbandschnalle ein Krönchen zeigten? Das ist jedes Landes doch seit Aeonen der Brauch. Und wenn der neueste politische Hohenlohe, Chlodwigs merkwürdig naiver Kesse, lange genug im Amt bleibt, lernt er vielleicht auch noch, was jeder Referendar wissen muß: daß nicht der Beschuldigte seine Unschuld, sondern der Ankläger die Schuld des Angeklagten zu beweisen hat. Dann wird er auf ähnliches Verede antworten: „Sie zeihen einen Beamten, der in gefährdeter Lage die Reichshoheit verkörpert, eines gemeinen Verbrechens und wännen, er müsse sich nun von solchem Anwurf säubern. Sie irren. Wenn Sie nicht haltbare Beweise dafür erbringen, daß dieser Beamte wider besseres Wissen gehandelt und ausgesagt hat, ist Ihre Verdächtigung mir nur als Selbstanzeige Ihrer Gewissenhaftigkeit wichtig. Ob die Immunität Ihnen aber verliehen ward, um auf solchem Weg Sie zu schirmen?“

Anderes Anlagematerial liegt nicht vor. Der unverheirathete Herr von Puttkamer hat eine Liebste gehabt, die ihm nach Kamerun nachgereist und drei Monate bei ihm geblieben ist. Er wußte, daß sie ihm nicht verwandt ist, gab sie aber, um lautes Vergerniß zu meiden, für seine Cousine aus. Er glaubte,

sie sei eine Freiin von Eckhardtstein, und hatte weder die Pflicht noch auch die Möglichkeit, festzustellen, ob sie wirklich dieser (nicht gerade uraltadeligen) Familie entstamme. Als das Getuschel hörbar wurde, schickte er sie weg. Meldet sich Keiner zu dem Beweis, daß der Paß in rechtswidriger Absicht ausgestellt ward, so ist die Beschuldigung niederträchtig und frivol. Das Hüstörchen hat sich vor zehn Jahren abgespielt und ist damals bis an den Thron getragen worden. Jeder, der's hörte, hat darüber gelacht und den pommerschen Don Suan um seine Unverwüstlichkeit beneidet. Der ist nun ein Graukopf; und Fräulein Eke hat in Buea keine Nachfolgerin gehabt. Eine Wirthschafterin waltet im staatlischen Haus. Ob der rüstige Gouverneur sie etwa einmal umarmt hat, weiß ich nicht; jedenfalls ist sie ohne gesellschaftlichen Rang und keiner Mannesseele ein Gräuel. Aber der Fall Eckhardtstein mußte nach zehn Jahren vor den Thing der musterhaft keuschen Volkswertreter geschleppt werden.

Keusch sind sie; sagens ja selbst. Und weil Keiner zu Haus Verdacht erregen will, plärrt Jeder sein Sprüchlein gegen den argen Jesko. Wenn man aber ein Heer von Detektives anschwärmen ließe, erfähre man vielleicht, daß während der Parlamentstagung von den Sprechern der Nation manche junge und alte Ehe gebrochen und mancher ehrbaren Dame Kuppelzins gezahlt wird. Warum nicht? Die liebe Frau ist fern und die Stillung menschenthierischer Lust hat mit wahrer Treue nichts zu thun. Auch ohne Spitzelberichte weiß man genug. Hält nicht mancher Abgeordnete, Geheimrath und noch viel höher Betiteltete sich ein Mägdlein? Muß der Richterblick des Herrn Bebel bis nach Afrika schweifen, um einen Sexualsünder zu ertappen, und herrscht im engsten Kreis seiner Getreuen tugendsame Keine? Hat die Familie Hohenlohe sich stets nur im Ehebett männlich bewährt? Keiner fragt danach. Keiner sollte danach fragen. Der öffentlich kontrollirbare Ehrbegriff reicht nur bis an den Nabel; was weiter unten geschieht, geht links und rechts keinen Fremden an. Die Sucht, jeden illegitimen Geschlechtsverkehr wie eine Todsünde zu ahnden, kann in unserer Kulturzone nur wie Pharisäerheuchelei wirken. Wer kennt denn auch nur ein Duzend Menschen, auf deren monogamischen Wandel er schwören möchte? Unsere Afrikaner aber sollen stets wie dem Asketeneid gehorsame Mönche leben; in Fieberlöchern, unter heißerer Sonne, täglich den Tod nah vor Augen. Kein schwarzes, kein weißes Liebchen. Das Schamgefühl Königs Akwa könnte leiden. Wessen sonst? Der Faktorkisten, die beinahe ohne Ausnahme einen Bettstich auf Zeit vom Niggerpapa miethen? Der Missionare, deren seelisches Wohlbefinden doch nicht der Endzweck gefährlicher und kostspieliger Kolonialpolitik ist und die, wenn sie Menschliches nicht menschlich sehen lernten, für ihr Amt

unbrauchbar sind? Laßt, Ihr Otterngezücht, doch Jeden seines Weges gehen; kümmeret Euch nicht um die Spermatozoologie des schwarzen Erdtheiles und seid zufrieden, daß Ihr Metropol und Apollo, die Friedrichstraße und die Fleischlieferantinnen in der Nähe habt. Oder gebt die Kolonien morgen auf, in denen Kastraten und Onansenkel nichts Nützliches zeugen werden. Das Versprechen des Kolonialdirektors, künftig fast immer nur verheirathete Beamte hinauszuschicken, ist nur ein neuer Beweis erbprinzlicher Ahnungslosigkeit. Wer seine Frau in die Tropen mitnimmt, thut's auf eigene Verantwortung und Gefahr. Die Behörde darf ihn nicht dazu drängen; sie zwänge ihn sonst zur Kinderlosigkeit: denn während der Schwangerschaft ist Chinin keine bekömmliche Speise. Und ob ein Beamter, dem die Frau in jeder fünften Woche fiebernd im Bett liegt, mehr leistet als ein sorgenloser Junggesell, ist noch mindestens fraglich.

Die Aventure des Herrn von Puttkamer hat keiner Menschenseele geschadet. Die Kameruner sind, Weiße und Schwarze, an ganz andere Dinge gewöhnt. In den Gouvernementsakten muß noch eine Zeichnung sein, die von einem bürgerlichen Gouverneur stammt und vom Grafen Pfeil aufbewahrt wurde. Titel: „Die Liebe in Afrika.“ Gegenstand: Ein Truppenführer peitscht, vor dem Auge des Gouverneurs, Negermädchen, die ihm untreu geworden sind. Die Kolonie hat's schmerzlos überstanden; und das verrufene „System Puttkamer“ hat ihr zu einer Blüthe verholfen, die nach den Jahren schlimmer Wirrniss und beständigen Personalwechsels kaum zu hoffen war. Ich schätze die Erfahrungen der Abgeordneten, die im Sommer auf Kosten der Firma Boermann nach Westafrika gereist sind, nicht allzu hoch und finde ziemlich komisch, daß sie, die ungefähr sieben Stunden in Lagos waren und die wichtigsten Handelsorte, Abeokuta und Ibadan, gar nicht gesehen haben, wie Sachverständige über den Unterschied zwischen deutschem und britischem Kolonialbetrieb reden. In Kamerun aber haben sie sich ein Weilchen umgesehen; und in dem Buch, das Herr Dr. Semler über „Lago und Kamerun“ veröffentlicht hat, stehen die Sätze: „Ueber Herrn von Puttkamer und seine Verwaltung habe ich von orientirten und mir als unbedingt zuverlässig geltenden Männern viel Günstiges erfahren. Die ersten Kaufleute in der Heimath und in Kamerun selbst, die dortigen Hauptpflanzer, die Kapitäne auf den deutschen Dampfern: sie Alle erklärten, Kamerun habe einen besseren Gouverneur niemals gehabt. Mir persönlich gefällt ein Mann, der, wie Puttkamer, nachts um zwei Uhr, nach einem Tag harter Anstrengungen, die unser Besuch ihm gebracht hatte, nach einem Mahl und einer schweren Sitzung noch so glänzend die Kolonie und ihre Verhältnisse zu schildern versteht, mit so durchdringendem Blick auch die Schwächen der Verwaltung

erkennt und sie so freimüthig darlegt, wie der Gouverneur es mir gegenüber in nächtiger Stille gethan hat. Charakteristisch für ihn scheint mir die Antwort, die er auf die Frage, was er uns sehen lassen wolle, gab: „Die Wahrheit; nur die Wahrheit!“ Und diese Zusicherung hat er in geradezu glänzender Weise wahr gemacht.“ Das ist im Herbst 1905 geschrieben, neun Jahre nach der Episode Eckhardtstein. Und in dieser Zeit hat der Gouverneur die Achtung und das Vertrauen der Kolonisten nicht eingebüßt; trotz aller Anfeindung (die meist aus der Heimath, doch auch aus der Mission kam) hat ihr Urtheil und das der hamburger Großhändler gelautet: Der beste Mann, den wir draussen hatten.

Nicht als einen Vagard lobesam sehe ich ihn, als den Fabelkrieger in blanker Rüstung unter schneeweißem Helmsfederbusch. Rein: als hartgesottenen Sünder mit zerbeultem Schild und zernarbtem Fell; hager und sehnig; mit allen Wundmalen oft im Dickicht verirrter Menschlichkeit. Als Einen, der dem Herrgott fidel ins Gesicht gelacht und den Junker Volland zum Schoppen geladen hat. Inkorrekt und unvorsichtig; neben Leisetretern deshalb leicht ins Unrecht gesetzt. Gehorsam nur, wenns ihn richtig dünkt, und vom Grünen Tisch aus nicht bequem zu lenken. Aber ein Kerl, der in die weite Welt paßt und wie wir ihn draussen brauchen. Dessen „System“ schon darum nicht unheilvoll sein kann, weil er sicher Feind hat, sicher alle Systeme verachtet. Nach derber Lebenslehre ohne Illusion. Der Regeer, der vor ein paar Jahrzehnten noch den Weißen aus der Hütte holte, briet und auffraß, muß noch lange die Knute über sich fürchten. Um so seltener braucht er sie dann zu kosten. Nur die Hallunken nicht als gleichberechtigte Brüder behandeln; sonst sind wir verloren und können lebend noch unsere Eingeweide aus dem Bauch hängen sehen. Gerecht, aber streng, wie Kohlflöß rieth. Arbeiten müssen die Nigger lernen, die für die Reichsbürgerschaft nicht reif sind; Bäume pflanzen, Kakao ziehen, Holz schnitzen und Zimmer täfeln. Dann mögen sie zu Jesus, zu Mohammed oder zu ihrem Thonpfeifenkopf beten. Wir sitzen, ein Häuflein wehrhafter Weißen, mit sechshundert Mann Schutztruppe zwischen Halbwilden in einem Gebiet vom Umfang des Deutschen Reiches, haben nie mehr als zwei-, dreihundert Gewehre zu rascher Verfügung und können gleich die letzte Delung bestellen, wenn das Gefindel nicht vor unserer Stirnrunzel schlottert. Der berühmte schöne Lebensabend wird kaum Einem von uns lächeln. Und wir sollten uns dieses armseligen Lebens nicht freuen, weil noch das Lämpchen glüht? Der feinste Tropfen und die glattste Haut ist für den Gouverneur gerade gut genug. Was hat er denn weiter? Schinderei, berliner Hundejungenärger und den Kadaver voll Fieberbazillen. Bierbengel, die nur Konzertneger sahen, reden ihm drein. Und zwanzig Jahre Tropendienst setzen sich nicht in die Kleider.

Im Roman und auf der Bühne würde er Jedem gefallen. Junker Thunichtgut, ders zu Haus allzu eng findet und der Leine entläuft. Bis über die Normalzeit hinaus auf der Weiberbirsch. Kann ohne odor di semina nicht leben, verplempert sich oft und schadet der Karriere. Hol' sie der Henker! Ein rechter Kerl schmiedet sich selbst sein Glück und lungert nicht strebsam, bis der Vordermann endlich krepirt. Drüben ist Arbeit. Da siegt nicht geölzte Korrektheit, sondern zähe Kraft. Da lernt man über den Altendeckel ins höllische Leben schauen. Und ist, setzt man sich durch, ein halbwegs freier Herr, so lange die Duestenberg (Einem den Willenkanal nicht mit ihrem eingestaubten Zettelkram verstopfen. Wird mit den Jahren auch stiller, steckt manches Wunschpflöckchen zurück und gewöhnt sich in skeptische Lebensauffassung. Wer fast allein bis zum Kongo hinaufgeritten und ohne Orlog mit allerlei Schwarzen fertig geworden ist, hat seine Rechnung gemacht. Der alte Adam meldete sich wohl mal wieder. „Die Miese? Ja, warum denn nicht? Kann sie, nach so vielen Schäferstündchen, doch nicht wie eine Landstreicherin weggagen oder, in Bisterstrümpfen, an den Herd stellen. Pah!s Venen zu Haus nicht: schön; dann hat die Herrlichkeit eben ein Bischen früher ein Ende und in Pommern wird, bei kargem Futter, auf Hasen geknallt. Hauptsache ist das Bewußtsein, hier seine verdammte Schuldigkeit gethan zu haben.“ Die zu Haus muckten nicht. Lachten und sagten: „Wieder eine von seinen tollen Zicken! Aber er ist tüchtig, leistet was, hat den Engländern mehr abgesehen als die Lackschuhe zur Abendmahlzeit und könnte einen Haufen Geld zusammenschlagen, wenn der Altpreußenfynn ihm erlaubte, aus dem Reichsamt in den Dienst privater Unternehmer überzutreten. Den müssen wir warmhalten, wenn er auch noch zehnmal über die Stränge schlägt. Korrekte Scheitelknaben bringen draußen nichts vor sich, gehen auch erst hin, nachdem es zu Haus für sie Zwölf geschlagen hat. Und eines Tages muß das Geliebe selbst ihm ja doch zu anstrengend werden.“

Wird er nun geschlachtet, weil Alwas Sohn und Bellachinis Tochter Doffentliche Meinung gegen ihn machen? Weil die Staatsmänner, denen wir die südwestafrikanische Bilanz und das Lippelskirchemonopol verdanken, ihn wegheben möchten? Ehe ich den Thatbestand kannte, dachte ich, er könne nicht zurück. Jetzt sage ich: Er muß wieder nach Buea. Eine Niggerintrigue darf den Repräsentanten des Reiches nicht stürzen. Sonst kanns am Kamerunfluß kommen wie im Hereroland. Sonst macht lieber gleich den Bevollmächtigten von Bonambela-Duala zum Staatssekretär des neuen Kolonialamtes. Reden kann er, kleidet sich elegant und ein Erbprinz ist er schließlich ja auch.



Der Rückgang der Universitätsphilosophie.

Keine der wenigen wahrhaft erfreulichen Erscheinungen im geistigen Leben der Gegenwart ist der Aufschwung des philosophischen Interesses. In wie weiten Kreisen unserer gebildeten Klassen dieses Interesse lebendig geworden ist, davon zeugt die Anzahl von Auflagen, die Bücher wie die von Paulsen, Guden, Friedrich Albert Lange in den letzten Jahrzehnten erlebt haben; und dafür, daß selbst in manchen Schichten der arbeitenden Bevölkerung das Bedürfniß nach philosophischer Belehrung lebhaft empfunden wird, spricht der Andrang, den die Volksthümlichen Hochschulkurse gerade in ihren philosophischen Vorlesungen aufzuweisen haben. So ist denn auch unter unserer Jugend, besonders der akademischen, in dieser Zeit die Theilnahme an philosophischen Fragen und Gegensätzen in einer Weise allgemein und lebendig geworden, wie Das seit dem Zeitalter Fichtes und Hegels nicht mehr der Fall war. Die Hörsäle der Philosophen sind meist übersüllt, und wer mit der studirenden Jugend Fühlung hat, weiß, daß es nicht nur äußerliche Pflicht, sondern ein tiefgehender Zug, ein wirkliches innerliches Interesse ist, das Hörer aus allen Fakultäten in diese Säle treibt. Das Gefühl für den Werth und die Bedeutung der Philosophie, das ein Menschenalter hindurch in dem Volk der Denker eingeschläfert zu sein schien, ist seit etwa zehn Jahren mit Kraft und Entschiedenheit wieder erwacht. Es erwächst aus dem Bedürfniß, sich in dem Ganzen der Welt und des Lebens zurechtzufinden, in das wir hineingestellt sind und von dem uns alle Erfahrung, auch die wissenschaftlich begründete, immer nur einzelne Bruchstücke in verwirrender Mannichfaltigkeit zeigt; es erwächst aus dem Bewußtsein, daß die Forschung, so sehr sie auf der einen Seite genöthigt ist, sich in immer enger umgrenzte Sondergebiete zu versenken, auf der anderen Seite doch um so entschiedener einer Einheit zustreben muß, der Einheit der Weltanschauung, die alle Sondergebiete umfaßt und auf der die erzieherische, die aufklärende und lebengestaltende Kraft der Wissenschaft im letzten Grunde beruht. Diese Thatsache konnte eine Weile hinter die gewaltigen Erfolge der Einzelforschung zurücktreten und vergessen werden. Das war um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der Fall, eben in der Zeit, da das Geschlecht, das heute am Ruder ist, erzogen und gebildet wurde. Aber das Bewußtsein davon ist aufs Neue erwacht und mußte erwachen, wenn die Wissenschaft ihre führende Stellung im Leben der Gegenwart behaupten wollte, wenn insbesondere die deutsche Wissenschaft ihre Stellung an der Spitze des geistigen Fortschrittes der civilisirten Völker nicht einbüßen sollte.

Diesem Entwicklungsgange gegenüber erscheint es schwer glaublich und noch schwerer erklärbar, daß die Körperschaften, die den eigentlichen Hort und Mittelpunkt der geschilderten Bewegung bilden sollten, die philosophischen Fakultäten,

dem allgemeinen Bedürfniß nicht nur nicht fördernd entgegenkommen, daß sie vielmehr die Stellung der Philosophie von verschiedenen Seiten her einzuengen, die Allgemeinheit ihrer Wirkung zu hemmen bestrebt sind. Und doch ist diese Thatsache nicht wegzuleugnen. Sie ist in den letzten Jahren, wenn auch nicht an allen, so doch an den meisten und gerade an den meisten preussischen Universitäten in einer Reihe von Erscheinungen unzweideutig zu Tage getreten.

Da ist zunächst die Verminderung der philosophischen Lehrstühle zu Gunsten der Psychologie. Die Psychologie im modernen Sinn des Wortes hat, wie jeder Kundige weiß, längst aufgehört, ein Bestandtheil der Philosophie zu sein. Sie ist zwar, wie fast alle Einzelwissenschaften, einmal ein solcher gewesen, hat sich aber, wie alle anderen, allmählich von ihrem Mutterchoß gelöst. Man braucht nur an die Physik und an die Nationalökonomie zu erinnern, um sich diesen Prozeß zu veranschaulichen; wie diese beiden Disziplinen, die noch vor wenigen Menschenaltern der Philosophie zugerechnet wurden, hat auch die Psychologie heute ihre eigenen Ziele, ihre eigenen Methoden, die mit Dem, was man in populärer oder wissenschaftlicher Sprache „Philosophiren“ nennt, nichts mehr gemeinsam haben. Die Arbeit des modernen Psychologen geht im Laboratorium vor sich; die exakten Naturwissenschaften sind sein Vorbild, Experiment und Berechnung seine Mittel; das physiologische Forschungsgebiet ist dem seinen eng verwandt, so eng, daß sich bestimmte Grenzen vielfach gar nicht ziehen lassen. Die moderne Psychologie steht der Physiologie jedenfalls viel näher als irgend einer philosophischen Disziplin. Prinzipielle Fragen nach dem Ausgangspunkt seiner Forschung und nach der Bedeutung seiner Ergebnisse wird der Psychologe freilich nicht ablehnen dürfen und wollen; aber auch hierin stehen ihm alle übrigen Fachforscher vollständig gleich; man braucht, um Das zu sehen, wiederum nur an die Physik erinnern oder, um ein anderes Gebiet heranzuziehen, an die Bedeutung, die der Frage nach dem allgemeinen Wesen der geschichtlichen Entwicklung und ihrer Befehle von den heutigen Historikern beigelegt wird. Daher sind denn auch die meisten Vertreter der Psychologie nichts als Fachgelehrte, die kaum mehr philosophische Bildung haben, als sie jeder wissenschaftliche Spezialforscher auf seinem Gebiet eigentlich haben sollte. Einige der bedeutendsten Förderer psychologischer Forschung sind Physiologen, wie Von Kries in Freiburg, oder sie sind doch von der Medizin ausgegangen, wie Wundt, allerdings einer der wenigen Psychologen, die den Namen eines Philosophen wirklich verdienen. Wie kommt man nun dazu, die ordentlichen Lehrstühle für Philosophie beinahe zur Hälfte mit Fachpsychologen zu besetzen? Ist es nur finanzielle Verlegenheit? Warum soll dann aber gerade die Philosophie darunter leiden und nicht vielmehr die Physiologie sich mit der jüngeren Schwester theilen, wenn denn schon eine der älteren Universitätsdisziplinen zu ihren Gunsten beeinträchtigt werden muß? Der regelmäßige, so zu sagen legitime Gang würde:

doch offenbar der sein, daß die neue Wissenschaft sich so lange mit außerordentlichen Lehrstühlen behülfe, bis die Bedeutung ihrer Ergebnisse die Errichtung von Ordinariaten nothwendig machte. So ist es noch mit jeder Disziplin gehalten worden, die neu in den Kreis der akademischen Lehrfächer eintrat, so noch in den letzten Jahrzehnten mit der deutschen Literaturgeschichte, die sich allmählich von dem Gesamtgebiete der Germanistik getrennt hat und in neuester Zeit mit der Anthropologie, die sich ihren besonderen Platz neben der Geographie zu erringen beginnt. Bisher freilich hat die exakte Psychologie nur sehr wenige Ergebnisse von allgemeiner Bedeutung gezeitigt und selbst wohlwollende Beurtheiler sehen ihren Werth eher in Dem, was sie für die Zukunft verspricht, als in dem bis heute Geleisteten. Was also ist der Grund dafür, daß man hier von der Regel abweicht? Ist es nur Ueberschätzung der exakten Psychologie oder etwa auch Unterschätzung der Philosophie? Spricht sich der Geist des Fachgelehrtenthumes, dem die Philosophie immer noch unheimlich und die psychologische Fachwissenschaft sympathisch, weil im Wesen verwandt ist, darin aus? Sollte ein Vorurtheil, das aus den Zeiten des philosophischen Niederganges stammt und von der Masse der Gebildeten längst überwunden ist, inmitten unseiner akademischen Körperschaften noch herrschen?

Es klingt unwahrscheinlich: und doch muß man aus einer zweiten Thatsache schließen, daß Dem wirklich so ist. Von Alters her hat die Philosophie einen allgemein verbindlichen Bestandtheil jedes philosophischen Doktorexamens auf deutschen Universitäten gebildet. In allerjüngster Zeit aber haben die meisten philosophischen Fakultäten diesen Gegenstand gestrichen, so daß man jetzt in der Lage ist, den philosophischen Doktorgrad erwerben zu können, ohne irgend welche philosophische Kenntniß zu besitzen. Daß es so kommen konnte, ist begreiflich. Die Gestalt nämlich, die die philosophische Prüfung im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts angenommen hatte, war vielfach mangelhaft: oft, ja, vielleicht meist wurde nur einiges philosophische Wissen abgefragt; nach philosophischer Bildung, nach der Fähigkeit zu einer philosophischen Auffassung der eigenen Wissenschaft fragte man den Kandidaten nicht. Die Prüfung war also einer Reform bedürftig; diese aber hätte leicht ins Werk gesetzt werden können; denn über den Gesichtspunkt selbst konnte man süglich nicht zweifelhaft sein und eine Verständigung der prüfenden Philosophieprofessoren wäre leicht möglich gewesen; gab und giebt es ja doch auch genug unter ihnen, die die Sache richtig anfassen. Ein sachlich zwingender Grund, die philosophische Prüfung zu streichen, lag also wahrlich nicht vor, wohl aber eine Blöße, welche die antiphilosophische Fachwissenschaft sich nutzbar machen konnte. Was die Neuerung bedeutet, ist also wiederum nichts Anderes als der Verzicht auf allgemein wissenschaftliche Bildung zu Gunsten der Fachgelehrsamkeit.

Beschränkt sich diese Schlimmbesserung nur auf die philosophischen Fakul-

täten, also auf das interne wissenschaftliche Leben, so droht nun aber die Gefahr, daß der unphilosophische Geist des Fachgelehrtenthumes auch auf die Vorbildung unserer Oberlehrer und damit indirekt auf die Jugendbildung im weiteren Sinn des Wortes einen schädigenden Einfluß übt. Vor wenigen Monaten hat die philosophische Fakultät der Universität Breslau eine Eingabe an das preußische Kultusministerium gerichtet, in der sie um eine Abänderung des sogenannten allgemeinen Theiles der Oberlehrerprüfung und insbesondere des philosophischen Examens ersucht. Auch hier ist die deutliche Tendenz: Zertheilung in Spezialgebiete. Statt eines allgemeinen Ueberblickes über die Entwicklung der großen philosophischen Gedanken soll eine Kenntniß entweder der antiken oder der neueren Philosophie gefordert werden; statt daß der Kandidat, wie bisher, nachweisen soll, daß er die Hauptpunkte der Psychologie und Logik mit Verständniß übersieht, soll ihm in Zukunft die Wahl zwischen beiden Disziplinen freistehen. Dieser letzte Punkt ist besonders bezeichnend und verräth den Ursprung des ganzen Planes. Es wird vermuthlich immer nur verhältnißmäßig wenige Studenten geben, die geneigt sind, sich in logische Probleme zu vertiefen; die Mehrzahl also soll in Zukunft ihre philosophische Bildung aus dem psychologischen Laboratorium beziehen; und fachpsychologische Kenntnisse werden die allgemeine philosophische Bildung ersetzen. Experimente statt der Ideen, exakte Zahlenreihen statt der historischen und systematischen Kenntnisse, ein Spezialfach mehr für die Oberlehrerprüfung statt der allgemeinen wissenschaftlich-philosophischen Bildung —: der Gedanke ist ja in seiner Art auch zeitgemäß und einleuchtend. Der Minister hat es für angebracht gehalten, diese Vorschläge den wissenschaftlichen Prüfungskommissionen zur Begutachtung vorzulegen. Erfreulicher Weise haben die Kommissionen — an deren Spitze in Preußen bekanntlich Schulbeamte stehen — die Grundgedanken dieser „Reform“ einmüthig zurückgewiesen. Sie haben dadurch gezeigt, daß die Schulmänner zur Zeit ein richtigeres Verständniß nicht nur für das Bedürfniß der Schule, sondern auch für das Wesen der wissenschaftlichen Bildung besitzen als eine Körperschaft, die aus Vertretern akademischer Fachwissenschaften besteht. In der That hat jenes philosophische Interesse, von dem wir vorhin sprachen, die Führer der pädagogischen Bewegung und die Leiter unseres Schulwesens zu einem großen Theil ergriffen. Bei Weitem die meisten von ihnen, welcher Richtung sie auch sonst angehören mögen, sind sich darüber einig, daß der Zerplitterung unserer Schulen, der Vielheit der Lehrfächer gegenüber eine Einheit des Bildungszieles und der Anschauungsweise nothwendig ist, wie sie nur aus einer philosophischen Bildung erwachsen kann. Da es aber in unseren philosophischen Fakultäten einen vorgeschriebenen Studiengang nicht giebt, vielmehr die Prüfungsordnung den künftigen Oberlehrern in großen Zügen wenigstens das Ziel vorschreibt, das sie zu erstreben haben, so erhellt, wie verhängnißvoll es sein müßte,

wenn diese Prüfungsordnung in einem der wichtigsten Punkte in Gegensatz zu dem Geist der Zeit und dem Bedürfniß unserer Jugend gesetzt würde.

Es fehlt gerade heute unseren Universitäten nicht an hervorragenden Vertretern der Philosophie. Auch sind auf anderen Gebieten die Forscher nicht mehr selten, die für die Bedeutung philosophischer Wissenschaft und Denkweise ein volles Verständniß haben. Aber sie sind in den meisten Fakultäten offenbar in der Minderheit gegenüber den Vertretern einseitigen Fachgelehrtenthumes und seines Hochmuthes, Männern, die in einem unphilosophischen Zeitalter Gymnasien und Universitäten besucht und bis heute nicht eingebracht haben, was sie damals verkümmert und unterschätzen lernten. Daher stemmen sich die Vorkämpfer des philosophischen Geistes, wie es scheint, vergebens der rückläufigen Bewegung entgegen, die unsere meisten Fakultäten beherrscht, und es hat bis jetzt noch keinen Erfolg gehabt, wenn einzelne hervorragende Vertreter der Philosophie auch öffentlich Protest erhoben. Hoffentlich mehren sich solche Stimmen und werden mit der Zeit so stark, daß man sie hören muß. Die Regierung hat bis jetzt kein Verständniß oder Interesse für die Frage der philosophischen Bildung gezeigt. Kein Wunder: die Zeiten Wilhelms von Humboldt und Altensteins sind längst vorüber. Aber vielleicht merkt sie doch nach und nach, daß hier dem preussischen Bildungswesen eine Schädigung droht, wenn nur Alle, die die Gefahr sehen, nicht ermüden, vernehmlich darauf aufmerksam zu machen. Oder wird auch dieser Mückstand, wie so mancher andere, dauern, bis die jetzt herrschende Generation abgewirthschaftet hat und bis ein von Vorurtheil freieres Geschlecht heraufkommt, das mehr Gefühl für die geistigen Bedürfnisse der Gegenwart und der Zukunft mitbringt?

Professor Dr. Rudolf Lehmann.



Unsterblichkeit.

Der Unsterblichkeitsglaube des Alterthumes war Lebenswille, der heiße Wille, in alle Ewigkeit Das zu genießen, was man vom Irdischen am Höchsten geschätzt hatte. Den Hellenen, mit ihrer Ueberzeugung vom Werth des Lebens in Leid und Lust, war das Todesreich eben nur eine Schattenwelt und Achilleus wollte lieber auf Erden ein Bettler als König im Hades sein. Die Gewißheit des Todes stößte dem Hellenen eine Angst ein, die er durch Reinigungen und Mysterien zu stillen suchte. In der Blume, die die hellenische Phantasie auf den Fluren der Unterwelt wachsen ließ, dem Asphodelus, dichtete sie vielleicht unbewußt ein Sinnbild ihres eigenen unerwüßlichen Lebenswillens. Der Asphodelus schafft sich zwischen den Kalkfelsen Raum für seinen zähen, schlanken Stengel, der von Blut zu erstöthen scheint und hoch und aufrecht seine weißen Blütensterne trägt. Und wenn

im Süden am Allerheiligentag beim Brand des Abendhimmels die Lämpchen ihrer Flammen unter den Cypressen entzünden, dann scheinen auch diese Flammen Sinnbilder des warmen, lichten Lebenswillens, der seit Menschengedenken im Blute dieser Völker geblüht hat. Da braust noch immer Etwas von der antiken Freude am Leben, weil da mehr Gleichgewicht zwischen den Lebensforderungen und der Möglichkeit, sie zu befriedigen, zwischen der Lebenskraft und der Möglichkeit, sie zu beschütigen, herrscht. Aber auch unter härteren Bedingungen schöpft das Verlangen nach einer persönlichen Unsterblichkeit in erster Linie aus dem Gefühl der Lebensvollheit Nahrung, dem Gefühl, dem der Vernichtungsgebante undenkbar scheint. Ueberall ist das Massemerkmale des Volkblutmenschen seine Unerfülllichkeit. Er leidet unter dem Juni, der ihm nur ein paar Fliederbüsche hinter einer Planke, ein paar Maiglöckchen in einem Glase bringt; er genießt ihn nur, wenn jeder Lusthauch vom Duft des Flieders erfüllt ist, wenn Maiglöckchen an jedem Strauch perlen, wenn die ganze Erde ein grüner Rausch ist. Und weil er seine grenzenlosen Fähigkeiten, zu genießen, zu wirken, zu lieben, kennt, träumt er Ewigkeiten, um sich ganz Dem hingeben zu können, was er in der Zeit am Meisten geliebt und gewollt. Denn selbst der unter den günstigsten Verhältnissen bis ins späte Greisenalter Lebende muß ja das Leben verlassen, ohne zahllose herrliche Bandtschaften und Kunstwerke gesehen, wundervolle Bücher gelesen, großartige Kompositionen gehört zu haben; auch er hat nicht alles Wissenswerthe erlernt und (namentlich) nicht alle kennenswerthen Seelen erlebt. Selbst wer sich nur das Ziel gesetzt hat, sich Italien, Goethe und Beethoven ganz anzueignen, muß mit unerfülltem Wunsch aus dem Leben scheiden. Von Allem ringsum empfangen wir nur Lichtstrahlen. Und doch hatten wir die Kraft, jeden Tag Ströme von Wohlklang und Duft, neue Offenbarungen und neue Seligkeiten in uns aufzunehmen. Jeder seelenvolle Mensch brauchte, bei den jetzigen Reichthümern der Erde, ein mindestens drei Jahrhunderte langes Leben: eins, um sich alle Werthe anzueignen, eins, um selbst neue zu schaffen, und eins, um sich der Reuschöpfungen Anderer zu freuen. Da ist leicht verständlich, daß der mit allen Sinnen lebende Mensch Ewigkeiten will. Und eben so, daß der um den Lebensreiz gebrachte es will. Denn für ihn (also für die Meisten) wird die Ewigkeit, was der Revanchegedanke für ein besiegtes Volk ist, der Tag der Versteigerung für einen betrogenen Gläubiger, die Schulferien für ein gequältes Kind.

Doch eben diese Anschauung der persönlichen Unsterblichkeit hat Tolstoi dahin gebracht, sie im Namen der Religion zu verwerfen, weil die Religion diesem Leben Sinn geben, nicht uns gegenüber seinen Leiden stumpf machen soll. Ob die Menschen sich ohne die Unsterblichkeitshoffnung Jahrtausende lang geduldig in die Leiden geschickt hätten, die nicht getragen werden müssen? Für den neuen Lebensglauben gehören Krankheiten und Sünden nicht mehr zur räthselvollen ewigen Ordnung des Lebens. Sie sind ganz einfach niedrigere Formen des Lebens, die wir mit höheren vertauschen können. Die Wissenschaft ahnt, zum Beispiel, schon, daß das Gebären unter Todesqualen, das Leben in Verkrüppelung, das Altern in Häßlichkeit nicht nothwendig sind; daß eine steigende Bewußtheit immer mehr Räthsel des Leidens nur dadurch lösen wird, daß sie sie beseitigt. Und die Wissenschaft hat Gründe für ihre Hoffnung, dem Leben eine jetzt ungeahnte Machtvollkommenheit, dem Tod eine jetzt ungeahnte Milde schaffen zu können. Nur durch einen sacht erlöschenden Lebenswillen dürfte der Tod verkündet werden und sein

Nahen müßte wirken wie eine mütterlich milde Hand, die eine gereifte Traube vom Weinstock löst. Die Leiden aber, die nicht beseitigt werden können (weil sie für die Steigerung des Lebens oder die Stärke des Lebensgefühles nothwendig sind), bleiben nur so lange unerträglich, wie wir sie nicht als einen Theil der Lebensnothwendigkeit erkennen und als solche lieben gelernt haben. Schon jetzt werden Krankheiten und Sorgen leichter von Dem getragen, der sich in Zusammenhang mit dem großen Ganzen fühlt und sie als Folgen langsamer Entwicklung begreift. Die eigene Dual wird erträglicher, wenn sie als ein Theil der großen Daseinsordnung aufgefaßt wird, nicht als eine Heimsuchung Gottes, deren Bedeutung man nachgrübelt. Die Qualen Anderer lassen sich schwerer in den großen Zusammenhang einordnen; weil wir ihre Ursachen weniger kennen und durch sie nicht die Lebenssteigerung erfahren, die gewisse Leiden uns selbst bereiten, durch den Ansporn zum Widerstand und zu einem Muth, der nicht im Schatten des Kreuzes oder im Lichte des Himmelreiches wächst. Düring hat gezeigt, daß die tiefe psychologische Bedeutung des Todes für das Leben sich klären wird, wenn der persönliche Unsterblichkeitsgedanke überwunden ist. Der Muth des Menschen, sein Schicksal zu tragen und unterzugehen, wenn er nicht siegen kann, ist sein Adelszeichen geworden. Und gerade der Reiz einer Begegnung zwischen Leben und Tod, auf dem Weg der Gefahr, den man selbst gewählt hat, giebt dem Leben eine Bedeutung, einen Stolz, wie es nie für Den erhalten kann, der das Leben nur als eine Ewigkeitsentscheidung sieht, im Tod nur die Weisung, vor den allwissenden Richter hinzutreten. Der so Glaubende geht behutsam die gewöhnlichen Wege des Lebens. Der Ewigkeitsgedanke raubt solchem Leben seine ganze brennende Wirklichkeit, seinen tragischen Ernst. Wer die Welt liebt, fürchtet, zu sterben. Wer das Leben liebt, zwingt sich, das Grauen des Todesgedankens dadurch zu besiegen, daß er diesen Gedanken zum festen Begleiter macht, um so den Zauber des Lebens zu erhöhen und seine kleinen Kummernisse in das rechte Licht zu stellen.

Der persönliche Unsterblichkeit Verlangende spricht: nicht nur, um sich mit dem Tod zu versöhnen oder Sinn im Leid zu finden, brauche er den Unsterblichkeitsgedanken, sondern vor Allem, weil das ganze Leben ohne Zweck wäre, wenn nicht die Entwicklung der Menschheit die Unsterblichkeit als Ziel vor sich sähe. Der Evolutionist antwortet, daß auch sein „Ziel“ in der Ewigkeit ist, obgleich die Begriffe der Theologie von einer Ewigkeit als eines Abschlusses oder eines Gegensatzes zum Zeitlichen für ihn unzulässig geworden sind. Ueberzeugt von der ewigen Umwandlung, sagt er nicht: „Ich bin ewig“, sondern: „Ewig bin ich“. In meinen Werken und meinen Wirkungen auf Andere lebe ich fort und die Kinder meines Leibes tragen mit meinem Blut auch meine Seele von Geschlecht zu Geschlecht.

„Ufer nur sind wir. Tief in uns räumt
Blut von Gewesenen, zu Kommenden roßts,
Blut unsrer Väter, voll Unruh' und Stolz.
In uns sind Alle. Wer fühlt sich allein?
Du bist ihr Leben, ihr Leben ist Dein.“

Die körperlich-geistige Energieform, die hienieden mein Ich ist, wird von der ewigen Bewegung in neue Bahnen geleitet: und auch so lebe ich schließlich fort. Daß der Grad von Wirklichkeit, den unsere Seele erlangt, den unsere Seele schaffende Macht, die wir schon in dieser Daseinsform erreicht haben, in irgendeiner Weise

Bedeutung für die Zustände erlangen kann, die wir auf den geheimnißvollen Wegen der Entwicklung erreichen, ist sehr wohl denkbar. Wie sich im Fötusstadium des Menschen körperliche Entwicklungen zusammendrängen, die sich einst über Jahrmillionen erstreckten, so mag vielleicht auch auf seelischen Gebiet einmal eine Beschleunigung der Entwicklungskurven möglich werden.

Gewiß ist: für den Einzelnen wie für die Gattung kann dieses Leben nur zukunftschwangere Bedeutung haben, wenn es die höchstmögliche Hervollkommnung als Erdenleben erreicht. Wenn die Flugesche, von der Ahnung hingerissen, einmal Mensch zu werden, verschmäht hätte, aus allen Kräften ihr eigenes Leben als Flugesche zu leben, wäre sie niemals ein Glied in der Menschenwerdung geworden. Und je mehr der Mensch sein irdisches Dasein steigert, seine zeitliche Persönlichkeit entwickelt, seine geistige Eigenschaft ausprägt, um so fester ist er überzeugt, daß all Das ein Werth ist, der hier voll ausgenützt werden muß und nicht aufzuerstehen braucht, weil er ein Glied in einer Entwicklungskette ist, die über seinen augenblicklichen Zustand hinausreicht. Alles, was der Mensch für das Ewigkeitsleben vom Erdenleben opfert oder ihm raubt, ist „Sünde“; was sein oder der Menschheit Erdenleben steigert, ist „Tugend“. Meine jetzige Lebensform ist die einzige Form meines Ewigkeitsebens, für die ich zu wirken habe, und das Mittel ist: höchste Befriedigung der Bedürfnisse und Entwicklung der Kräfte, die in diesem Augenblick mein geistig-körperliches Wesen bestimmen.

Im eigentlichen Sinn giebt es ja kein „vorher“ und kein „nachher“. Wie ich in aller Vergangenheit war, bin ich auch in aller Zukunft. Ich, Du, wir Alle waren da, unsere Körper und unsere Seelen waren da. Nichts ist einzig und allein für unser Geschlecht da; doch dieses ist ewig als ein Theil des Alles und Aller, Alles und Alle als ein Theil des Geschlechtes. Keine uns noch bewußte Mühe gab der Menschheit die Form, die sie jetzt besitzt; kein ihr bewußter Wille kann die Form bestimmen, die sie einmal haben wird. Aber weil der Theil eins mit dem Ganzen ist, das Ganze eins mit dem Theil, fühle ich mich nicht gedemüthigt vor dem Bestenlauf, zu dem als Theil ja auch ich gehöre. In dem Seelenzustand, den diese Gewißheit bewirkt, verflucht die Angst vor dem eigenen Tod, die Sorge um die Zukunft der Menschheit, die Frage nach dem Ziel der Entwicklung. Für einen in diesem Gefühl der Einheit mit dem All Lebenden wird die Grenzlinie zwischen dem Augenblick und der Ewigkeit, dem Einzelnen und dem Ganzen immer dünner. In den großen Augenblicken der Seele kann ein so Lebender sich schon selbst als „tot“ ahnen, ein noch zeitlich Begrenzter als „Ewigkeitswesen“, ein jetzt Einsamer als „Alle“. Wer dieses Gefühl erfahren hat, weiß, was Seligkeit ist. Mit ihm strömt weißer Frieden in die Seele. Von ihm erfüllt, fürchtet der Mensch nicht, beglücken und vergessen zu werden. Denn in ihm lebt die Größe und der Stolz der uralten Weisheit des Ostens: „Fürchte nicht, o Kind der Tiefe, an die Tiefe zu denken, die Dir das Leben giebt. Indem Du das Formlose ahnst, aus dem Du entstanden bist und in das Du Dich wieder auflösen sollst, lernst Du verstehen, daß Dein Wesen zeitlos und ewig eins ist.“ Dies allein kann man eine Lebensanschauung nennen. Die gebrauchlichen Unsterblichkeitslehren des Abendlandes sind im tieferen Sinn nur Todesanschauung.

Hilligenlei.

Ueber einen Roman, der in sechs Wochen in nahezu hunderttausend Exemplaren unter die Leute gekommen ist, schreiben, heißt, Eulen nach Athen tragen. In der That würde mir auch gar nicht einfallen, meine Zeit für etwas so Ueberflüssiges auszugeben, wenn ich nicht im literarischen Echo eine Zusammenstellung von Kritiken über das Buch gefunden hätte, die mir ein ganz erstaunliches Nichtverstehen und Mißverstehen zu enthalten scheint. Mir ist, als werde hier von den bestalkten Richtern die Wahrheit fast Punkt vor Punkt in ihr Gegentheil verkehrt. Wie Das möglich ist? Wer kanns sagen? Aber wenn ich je die Ueberzeugung hatte, daß künstlerische Bewertung etwas so individuell Bedingtes ist wie das Dichterverk selbst, so ist es hier der Fall.

Die übertriebene Bewunderung, die eine kritiklose Menge dem Dichter des „Jörn Uhl“ darbrachte, mag die Selbstkritik dieses bis dahin Unerwöhnten eingeschläfert und damit seinem weiteren Schaffen in aller Unschuld Schaden zugefügt haben. Es giebt vielleicht nichts Gefährlicheres für einen Künstler als einen übermäßigen Erfolg mit seinen idiotischen Begleitererscheinungen. Und doch können Die, die den Schaden thun, der Mehrheit nach, wie Gretchen sagen: „Doch Alles, was dazu mich trieb, Gott, war so gut, ach, war so lieb!“ Der Drang, eine Persönlichkeit zu lieben, zu bewundern, zu verehren, dieser eigentlich religiöse Trieb des Menschen, ist so stark, daß die leidenschaftliche Wallung unbewußter Dankbarkeit für Den, der solche Empfindungen auszulösen vermocht hat, leicht alle vernünftigen Grenzen übersteigt. Um des Gegengewichtes willen übertreiben dann die nüchtern Geliebten nach der anderen Seite hin. So erklärt sich, daß heute ein großer Theil unserer Kritik aus Frenssens jungem Ruhmeskranz ein Vorberblättlein nach dem andern zaust, bis zuletzt nichts mehr übrig bleibt als ein Stielgerippe.

Richter sollen unparteiisch, objektiv, gerecht sein; auch die literarischen. Sie sollen nicht im Affekt urtheilen. Lieft man aber die erwähnte Kritiken-Auslese, so hat man den Eindruck, Frenssen sitze auf der Anklagebank und statt der Richter nähmen lauter Staatsanwälte das Wort. Besonders der lange Aufsatz des Herrn Leo Berg ist in einer so scharfen und höhnisch geringschätzenden Tonart geschrieben, als handle sich um Entlarvung und Vernichtung eines Schwerverbrechers. Hier spricht offenbar eine ganz individuelle Antipathie, eine wurzeltiefe Wesensgegnerschaft. Oder gilt dieser blutige Hohn weniger dem Dichter als dem „vertroddeiten Hausen“ seiner Bewunderer? Verständlich sind mir die heftigen Angriffe „positiver“ Christen, der dogmatisch Kirchlichen und sonst Konservativen. Die lehnen das ganze Buch in Bausch und Bogen ab; die Protestanten mit zorniger, die Katholiken mit ironisch lächerlicher Verachtung. Sie sind dem Standpunkt des Verfassers gegenüber Partei,

können und dürfen nicht objektiv sein. Darum eignen sich Dogmatiker so wenig zu Kunstschreibern. Um so besonnener sollen die eigentlichen Priester der Kunst sein; Moenarius vom „Kunstwart“ ist's auch in Lob und Tadel geblieben. Aber man höre die Anderen! Unsitlich sei Hilligenlei, verlogen, unkeusch, unwahr, unkünstlerisch, ohne Gestaltungskraft, ohne Leben und Komposition, ohne sichere Linienführung, in unerträglich gequältem und gespreiztem Stil geschrieben und, um das Maß voll zu machen, auch noch furchtbar langweilig. Das genügt wohl. Wie ein solches Konglomerat von Mängeln zu dem ungeheuren Erfolg kommen konnte, ist ein Räthsel. Eine kostspielige Kellame, wie sie den wirklich sehr unbedeutenden „Göy Kraft“ für eine Spanne Zeit zum Modebuch gemacht hat, hat für „Zörn Uhl“ nicht gearbeitet. Aber Herr Leo Berg hat jetzt des Räthfels Lösung gefunden. Es ist „Vertröddelung und Masseninstinkt des Hausens“, der nicht recht weiß, was er glauben soll, und der sich nun durch Frenssens rationalistische Umarbeitung der Evangelien einen bequemen Weg weisen läßt, was ihn aus der Roth der Unentschiedenheit fürs Erste einmal wieder befreit. „Ein Buch, das jedem beschränkten Kopf zeigt, wie hohen Geistes er ist, hat Anrecht, von jedem Dummkopf gelesen zu werden. Wer dem Dümmsien und Rückständigsten genug gethan, Der hat nicht umsonst geschafft.“ So spottet der Kritiker; er übersieht oder vergißt, daß das Buch auch unter dem „vertröddelten Hausen“ eben so viele Gegner wie Freunde gefunden hat und daß es gerade den Rückständigsten gewaltiges Vergerniß giebt. Ich glaube, in einer Bemerkung Heines eine zutreffendere Erklärung zu finden. Heinrich Heine sagt einmal: „Das Volk verlangt, daß die Schriftsteller seine Tagesleidenschaften mitfühlen, daß sie die Empfindungen seiner eigenen Brust entweder angenehm antegen oder verlegen. Das Volk will bewegt werden.“ Das ist des Pudels Kern: Frenssen erzählt in einer volksthümlichen Sprache mit großer Wärme und unerschrockenem Wahrheitsmuth von Dingen, die Jedermanns Angelegenheiten sind. Er entzündet oder verlegt und stößt ab, je nachdem; alle Gemüther bewegt er. Und Das ist Etwas, das jenseits von aller künstlerischen Meisterschaft liegt. Aber unser Kritiker-Feldzug gegen Hilligenlei bietet wirklich die wunderbarsten Schauspiele: Adolf Bartels, der heimathkunstliebende Antisemit, und Leo Berg, der heimathkunstfeindliche Jude, Hand in Hand! „An jenem Tage wurden Pilatus und Herodes Freunde mit einander, denn zuvor waren sie einander feind.“

Doch im Ernst: liegt der Gedanke nicht sehr nah, daß, wo so viele Sachkenner verschiedenster Richtung in ablehnender Kritik einig sind, diese Verurtheilung zu Recht geschieht? Es liegt wirklich nah und wird Vielen als vollgiltiger Beweis erscheinen. Und doch glaube ich, daß hier einer der Ausnahmefälle vorliegt, wo die große Mehrheit der Geschworenen einen Unschuldigen verurtheilt. Frenssen ist kein zu artistischer Meisterschaft durchgebildeter,

ausgereifter Kunsfdichter, wie etwa Thomas Mann und Ricarda Huch es find; aber er ist ein Dichter von fo viel Eigenart, Phantafie und Fülle, wie wir deren wenige haben. Die Schwächen der Komposition können daran nichts ändern. Vor Allen aber halte ich Frenffen für einen durchaus hochfinnigen Menschen, der Achtung beanspruchen darf, auch da, wo man ihm nicht beftimmen kann. Auch mir scheint der Kern des neuen Buches, die Handschrift, verfehlt; aber unverständlich ist mir, wie ein ehrlicher Leser dieser Bekenntnißfchrift an des Verfassers Lauterkeit zweifeln kann. In einer — nach dem beispiellosen Erfolg des „Jörn Uhl“ begreiflichen — Ueberschätzung der eigenen Kraft hat Frenffen sich an eine Aufgabe gewagt, der er mit seiner stillen, ländlichen Naturkunst nicht gewachsen war. Solche Irrthümer können dem Besten begegnen; und wenn er ein ganzer Kerl ist, machen sie ihn klüger. Für das innere Wachsthum ist der Platzregen eines dicken Mißerfolges immer noch gedehtlicher als zu viel Erfolgssonnenwetter. Wie vor ihm Turgenjew und andere Dichter und Künstler, hat Frenffen versucht, die Gestalt des Erlösers den heutigen Menschen näher zu bringen, indem er sie, befreit von allem Begendenwesen, als den einfachen liebenden, erbarmenten Menschen, als Jhresgleichen, vor sie hinstellte. Er ist mit großem Ernst an dies Werk gegangen und hat fleißig studirt. Mit Frioolität oder eitler Erfolgshascherei, wie einzelne Kritiker glauben machen wollen, hat dies „Leben Jesu“ so wenig gemein wie jedes andere aus tiefer Ueberzeugung fließende Glaubensbekenntniß. Ich halte es für den größten Fehler, daß Frenffen dabei historisch und realistisch sein wollte. Das Historische und Zweifellose, das Positive und Wirklichste, was wir von der Persönlichkeit Jesu wissen, ist ihr überwältigender Eindruck auf die Umgebung, ihre beispiellose Wirkung über das Leben hinaus. Der einfache gute Mensch, den Frenffen zeichnet, konnte nie und nimmer diesen gewaltigen Eindruck machen; sein Dasein hätte nie solche Wirkung gehabt. Was wir von Jesu Person wissen, sind nachgezählte Züge, aus dem Gedächtniß oder nach dem Hörensagen überlieferte Worte, die aber von einer bis auf den heutigen Tag nirgends übertroffenen Kraft und Schönheit sind. Verbürgt ist nichts als die Hingerissenheit Derer, die diesen Uebermenschen erlebt haben. Es ist also gleichsam nur der Reflex, den wir deutlich sehen, der Schatten, den eine unsichtbar gewordene Gestalt wirft. Aber dieser Reflex ist von einer Leuchtkraft, daß er alle Völker erhellt, und dieser Schatten ist so gigantisch, daß er über neunzehn Jahrhunderte hinauswachsen konnte. Die Persönlichkeit des Galiläers ist, gleich der Gottes, dem Forscherauge unerkennbar, aber ihre Wirkungen und Ausstrahlungen umgeben uns überall. Das Bild Christi hat sich aus Milliarden von Impressionen in die Geschichte eingezeichnet. Es ist aus lauter religiösem Erleben geschaffen und unzerstörbar. Der Einzelne kann immer noch sein Pünktchen dazusetzen, wenn es ihn drängt, ein winziges Pünkt-

chen; ummodellern oder corrigiren kann er daran nichts. Der legendäre Strahlenkranz ist nichts Unwesentliches, sondern gehört zum Wesen. Frenssen hat, weil er nicht anders konnte, einen Heiland nach seinem eigenen Bilde geschaffen und so ist ein grüblerischer Träumer, ein schwermüthiger niederdeutscher Naturdichter und Prediger daraus geworden, ein idealisirter, vergrößerter Kai Jans. Aber was soll Der dem religiösen Empfinden? Was soll er uns überhaupt? Menschen, die ihr Leben dem Dienst der Nächstenliebe weihen und sich aufopfern, warmherzige, liebevolle, edle Menschen hat es immer gegeben. Als ein solcher Mensch wäre Jesus Einer unter Vielen und könnte keine religiöse Sonderstellung beanspruchen. Man kann ihn sich gewiß so vorstellen; aber was er dann noch dem religiösen Gefühl ist, sehe ich nicht ein. Doch ich versteige mich hier auf Gebiete, wo ich nicht heimisch bin. Und Frenssen ist Theologe.

Jedenfalls mußte Frenssen auf die schärfsten Angriffe aus den Lagern der Orthodoxen gefaßt sein und war es auch. Er steht mit seinem in die Welt hinaus geschleuderten keiserlichen Bekenntniß der Kirche gegenüber so allein wie weiland Huß vor dem Konzil von Konstanz. Wer einen Funken Einbildungskraft hat, kann sich vorstellen, wie es einem sensitiven, schüchternen Menschen, der Pfarrer war, dabei zu Muth ist, auch wenn heute keine Scheiterhaufen das Verfahren kürzen. Unter allen Vorwürfen ist der der Feigheit, den Herr Berg gegen den Dichter erhebt, wohl der ungerchefteste. Denn Frenssen denkt gar nicht daran, sich mit seiner Handschrift hinter die Romanfigur des Kai Jans zu verstecken. Auch darin, glaube ich, irrt Berg, daß er meint, es wäre für den Autor gefährlicher gewesen, seine Handschrift als Brochure zu veröffentlichen. Wäre eine Brochure mit dieser farblosen, nüchternen Umarbeitung der Evangelien wohl in wenigen Wochen von mehr als hunderttausend Lesern verschlungen und erörtert worden? Sicher nicht. Und hat Frenssen etwa mit einer Silbe der allgemeinen Annahme widersprochen, daß er hier sein eigenes Glaubensbekenntniß niedergelegt habe? Nein: Hilligenlei ist nicht die That eines feigen Mannes, sondern die eines sehr muthigen, eines kühnen. Und verstecken will sich dieser Dichter gewiß nicht; wie Glas durchsichtig ist seine Weise; überall schimmert das starke persönliche Empfinden vor: der Glaube an Wahrheit und Natürlichkeit, die Freude an aller Schönheit, die Neigung zur Schelmerei, das tiefe Entzücken am harmonisch Kraftvollen, in sich selbst Geschlossenen, selbst wenn es böse scheint, der Ekel vor hohlem Scheinwesen, der warme Drang, die Menschen zu belehren und mehr noch: ihnen zu helfen. Trotz Alledem kann ich nicht bestreiten, daß es einen Mangel an künstlerischem Urtheil und religiösem Feingefühl verräth, die religiöse Bekenntnißschrift in der Umkleidung eines sonst sehr irdischen, sinnliche Liebe und sinnliche Freuden feiernden Romans darzubieten. Der Dichter selbst fragt einmal: „Glaubtest Du, Du könntest mit lachendem Munde das Leben des Heilands schreiben?“ Uns

muthet er aber zu, Schelmenstücke, sinnliche Liebesgeschichten und das Leben des „Heilands“ hinter einander zu lesen, was ihn selbst wohl nur darum nicht stört, weil ihm all diese Lebenserscheinungen ziemlich gleichwerthig sind. Daß die schönen Liebesgeschichten an sich selbst so viel Anstoß erregen konnten, bei Christen und Juden, will mir gar nicht in den Sinn. Sie sind nicht conventionell. Ist Das nicht ein Vorzug? „Verlogen“, wie einzelne Kritiker behaupten, sind sie ganz sicher nicht. Das ist aber ein besonderes Kapitel.

In der Schilderung seiner beiden Heldinnen, Anna und Heinke Boje, wagt Frenssen (aus Erbarmen, wie er sagt und wie ich ihm glaube), die Sonde an die heimlich schwärende Wunde zu legen, an der ein großer Theil unserer Mädchen siecht, verkümmert und zu Grunde geht, wie unzählige Aerzte bezugen können. Aber: die Männer, sie hören nicht gerne, weil sie nicht helfen können oder die möglichen Heilmittel scheuen. Junge, blühende Mädchen, deren gesunde Natur nach Mann und Kindern verlangt, welken und verbittern in vergeblichem Warten. Die Frauentheoretikerinnen, die von diesem Nothstand wissen, wie jede nicht verlogene oder durch eigenes Glück blind gewordene Frau, suchen Hilfe darin, daß sie den brachliegenden geistigen und leiblichen Lebenskräften der Mädchen neue Bethätigungsgebiete erschließen. Frenssen macht es sich leichter, indem er seine schönen Schwestern noch rechtzeitig den Wirkungskreis, den die Natur ihnen bestimmt hat, finden läßt. Es ist schwer faßlich, wie man in der tragisch ernst und zarten Darstellung Dessen, was Frenssen als „Jungweibernoth“ bezeichnet, „Frisivolität“ und „widerlich verlogene Sinnlichkeit“ erblicken konnte. Frenssen hat als ländlicher Seelsorger tiefere Einblicke in das Innenleben seiner Pfarrkinder gethan als Andere. Sein erbarmendes Mitleid, seine verstehenden Dichteraugen, sein für alles Menschliche offener Sinn haben ihm Leiden enthüllt, die oberflächlicheren Beobachtern zu entgehen pflegen. Und er wagt, von Dem zu reden, was er gesehen hat, wagt, es beim Namen zu nennen. Im Uebrigen sind seine Frauengestalten, bei all ihrer heißen Sinnlichkeit, trohig und herb, stolz und rein, stark und gesund wie Nordlandsluft. Als die ungestüm liebende Anna ihren stolzen Mann unter den Einfluß des Schwindlers Dufenschön gerathen sieht, sagt sie, in der Furcht, die Achtung vor ihm zu verlieren, entschlossen: „An dem Tag, wo Du mit Dufenschön Compagnie machst, geh ich mit meinem Kind zu meiner Mutter und sey mich an die Strickmaschine. Ich habe Dich lieb, daß mir die Sinne vergehen; dafür will ich, daß Du mich in Ehren hältst.“ Die kleine Frau des Seeräubers auf Helgoland, die ihren starken, wilden Mann mehr als Alles auf der Welt liebt, ruft selbst die Feinde herbei, die ihn im Kampf erschlagen, weil sie weiß, daß er, der Schuldbeladene, keinen Frieden finden kann, wenn ihm nicht die Möglichkeit wird, seine Frevel zu sühnen, sei es auch im Tod. Was läßt sich gegen eine noch so heiße Sinnenliebe sagen, wenn sie auf Alles

verzichtet, um nicht das Unglück des Geliebten oder den Verlust der Achtung vor ihm zu ertragen? Frenssens Frauen sind einfach Menschen. Ich sehe nichts Verlogenes, nichts Unreines, nichts Triviales an ihnen. Sie sind aber literarisch unkonventionell; ihre Schilderung weicht von der herkömmlichen ab. Das Ungewohnte ist es, was Viele vor den Kopf stößt.

Man wirft ferner Frenssen einen „fürchterlich gequälten“, affektirten Stil vor: die Bibelwendungen, die häufigen Wiederholungen, das Pathetische an Stellen, wohin es nach dem Urtheil der Kritiker nicht gehört. Das sei Plache und Pombast. So ungefähr. Nein: es ist einfach die Sprache eines evangelischen Landpredigers und solchem Mann durchaus natürlich. Jedem, der in beständigem Verkehr mit der Bibel lebt oder damit aufgewachsen ist, sind ihre Wendungen, ja, die althebräische Art ihrer Poesie innig vertraut und das kraftvolle Lutherdeutsch ist ihm geläufig. Der Einfluß der lutherischen Sprache läßt sich sogar bei zwei so grundverschiedenen Autoren feststellen, wie der Pastorsohn Nießche und der von seinem Vater mit Stolz und Bibel großgezogene Wädersohn Fischer, der die Memoiren eines Arbeiters geschrieben hat, es sind. Der Philosoph und der Fabrikarbeiter brauchen Beide mit Verliebe die Bibelwendungen, als die ihnen von Kind auf vertrauten. Ihr ganzer späterer Stil, der prachtvoll gemeißelte Nießches wie der unbehilflich eintönige Fischers, ruhen auf dieser selben Basis. Es giebt Dorfpfarrer, die auch am Alltag gern im Bibelton sprechen, nicht aus Affektation, sondern, weil er ihnen durch den steten Umgang mit dem Wort der „Schrift“ in Fleisch und Blut übergegangen ist. Auch verräth die Sprache Frenssens, daß er gewohnt war, zu hartköpfigen, schwerfälligen niederdeutschen Bauern zu reden. Er erzählt deutlich, einfach, anschaulich, beinahe, wie man zu Kindern reden würde; darum ist er allerdings jedem Einsältigen verständlich und nur, wie mir scheint, den hochgebildeten Großstadt-Literaten nicht. Wenn diese Literaten in der Sprache Luthers zu schreiben versuchen, was sie ja in Anlehnung an berühmte Muster manchmal thun, so kommt allerdings etwas Gequältes heraus, denn sie pflügen dann mit anderer Leute Kalb, was nicht ganz leicht sein soll. Für einen Frenssen ist es sicherlich das Natürliche, denn die Bibel und die Natur sind die großen Meister, aus deren Schule er hervorgegangen ist. Und was ihn erfüllt, ist das Wesen und Treiben der Menschen, unter denen er lebt. Bartels, der selbst Holsteiner ist, erklärt, daß Frenssen seine Landsleute nicht richtig zeichne, sondern karikire. Mit dem Vorwurf, daß man karikire, statt zu portraituren, ist Adolf Bartels freilich sehr rasch bei der Hand. Durch sein besonderes Temperament sehen die Holsteiner gewiß anders aus als durch das Temperament Frenssens; aber wer soll diese Menschen wohl genauer kennen als der Pfarrer, der immer unter ihnen gelebt und gewirkt hat und der noch obendrein die Gabe dichterischen Hellsehens besitzt? All diese Gestalten haben für mich das

unbedingt Ueberzeugende innerer Wahrheit. Sie stehen mir deutlich vor Augen, obwohl Herr Berg behauptet, man habe sie vergessen, wenn man mit dem Buch fertig sei. Er sagt freilich auch, das Buch sei langweilig. Mich fesselt Hylligenfel sehr; dagegen vermag ich gewisse berliner Gesellschaftromane oder ausgetüftelte blutlose Kuriositäten, wie die neuen Erzählungen Wassermanns, vor Langeweile nicht durchzulesen. Uns interessiert, was in uns anklingt, was wir dem Erzähler nachempfinden und innerlich irgendwie erleben. Indem wir bekennen, was uns langweilt, sagen wir hauptsächlich über uns selbst Etwas aus.

Auf die einzelnen Schönheiten des so hart geschmähten Buches brauche ich nicht einzugehen. Sie sind da und werden vor der Zeit bestehen. Es hat Stellen, wie die ganze Seemannsfahrt Piets Boje und Kais Jans, die dem Dichter nicht leicht Einer nachmacht. Dabei finde ich keine bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit den anderen Erzählern, die man gern als Frenssens Muster nennt: weder mit dem markigen Keller, dessen heitere Kunst schon von Südländsonne durchleuchtet ist, noch mit dem abstrakten Jensen, noch mit Raabe, dem geistigen Erben unseres schrullenhaften, unendlich liebenswerthen Jean Paul, noch mit dem reichen, aber ohne Maß karikirenden Dickens, noch mit Storm, dem lyrischen, dessen Novellen Liedern gleichen. Frenssen steht, wie jeder Echte, für sich. Ob er eben so groß, kleiner oder größer ist als der und jener Andere, ist gleichgiltig. Am Nächsten scheint er mir der Selma Lagerlöf verwandt. Beide haben diese eindringliche, ungemein herzliche Tonart und erzählen gern von unbeholfenen, grüblerischen, einsamen Menschen, von Sagen der Vorzeit, die ihnen lebendig sind wie das Heute, von dem geheimnißvollen Weben der Natur, aus dem Menschen und Ereignisse und Sagen hervorgehen. Aus Beiden athmet die große Liebe zu Dem, was sie kennen, und die scheue Ehrfurcht vor dem Unbekannten. Bei Beiden finden wir das nordische, uns so seltsam anmuthende enge Nebeneinander einer ins Mythische überfließenden Romantik und der nüchternsten Alltäglichkeit. Im Halbdunkel spinnen sie ihre Geschichten, in denen so oft das Gewöhnlichste sich phantastisch und groß ausnimmt, wie Bäume oder Kühe im Nebel. Und die Phantasie, die das Halbdunkel so lieb hat, quillt ihnen lustig. Etwas, das an die Erzählungen der Dorfgroßmütter erinnert, ist darin: eine tief im Unterbewußtsein wurzelnde Art, die Altersweisheit mit Kindereinfalt vereint und durch und durch volkstümlich ist. Aber hält man ihr den Zerspiegel der Kritik vor, so erschrickt sie über sich selbst und verblaßt.

Man sollte Frenssen in Ruhe lassen. Lautes Anrufen können die Träumer nicht vertragen. Sie erwachen und verlieren ihre nachtwandlerische Sicherheit. Die Menschen fassen so roh zu, wenn sie irgendwo Etwas zum Lieben finden, und tasten und drücken daran herum, bis sie das feine Spielzeug verdorben haben. „Herr, schütze mich vor meinen Freunden“, betete der alte Rittersmann.

Bärenfels im Erzgebirge.

Frieda Frein von Bülow.

Anzeigen.

Die Kunst unserer Zeit, eine Chronik des modernen Kunstlebens. Fritz von Uhde, mit Text von Otto Julius Bierbaum. Franz Hanfstaengl, München.

An Kunstzeitschriften, die den Strömungen des modernen künstlerischen Lebens folgen, ist kein Mangel. In Bild und Wort registrieren sie mit thätlichster Schnelligkeit, was sich jeden Augenblick an der Oberfläche zeigt. Bilderbuch oder Modejournal bilden die Grundtypen solcher Blätter. Eine Chronik des modernen Kunstlebens, wie sie „Die Kunst unserer Zeit“ sein will, kann naturgemäß nicht Allem folgen, nicht Alles im Fluge festhalten; sie will in einer möglichst eingehenden Weise sich mit den Erscheinungen beschäftigen, in deren Werken sich das Neue bereits in reifen Formen darstellt. So bietet „Die Kunst unserer Zeit“, die schon im siebenzehnten Lebensjahr steht, ein stattliches Monographienwerk. Die hier angezeigten Lieferungen führen Fritz von Uhdes Schaffen und Werke in dreizehn vollseitigen und fünfunddreißig Textillustrationen vor. Otto Julius Bierbaum hat dazu den Text geschrieben; ein lyrisch veranlagter Stimmungsmensch läßt Uhdes Kunst auf sich wirken. Ich will ein paar Worte aus diesem Text anführen: „Man geht vielleicht nicht in die Ferne, wenn man annimmt, daß alle wirklich fruchtbaren Meister folgende Entwicklung genommen haben: Betrachtung der alten Werke und Frage: Kann ich Das auch? Studium der alten Werke und Frage: Geht es auch anders? Prüfung der eigenen Kraft und, daraus hervorgehend, Aufstellung einer Theorie: So geht es anders und Dies ist der Weg des Fortschrittes. Ausnützung und Steigerung der eigenen Kraft, vermeintlich im Dienst jener Theorie, in Wahrheit aber einfach nach den Gesetzen der eigenen Begabung; und dann Erkenntnis dieses Umstandes und Verzicht auf die Präntension, etwas wesentlich Neues erfunden zu haben.“

München.

Franz Hanfstaengl.

Holz und Schlaf. Ein zweifelhaftes Kapitel Literaturgeschichte. Axel Juncker.

Diese Brochure habe ich nicht zu meinem Vergnügen geschrieben, sondern, weil ich durch das Verhalten von Arno Holz sehr wider meinen Willen dazu gezwungen wurde. Herr Holz hatte mir vorgeworfen, daß ich, ohne den dokumentarischen Nachweis zu beachten, den er in seinem „Nothgedrungenen Kapitel“ beigebracht haben wollte, seinen Antheil an der „Familie Selide“ geschmälere und seine Ehre „betalpe“ hätte. Ich mußte also diese „Dokumente“ näher untersuchen und den Beweis erbringen, daß sie für die vorliegenden Fragen nichts zu bedeuten haben. Diesen Nachweis, der den eigentlichen Inhalt meiner Brochure ausmacht, hat Herr Holz nicht widerlegt; auf seine sonstigen Angriffe aber und Widerlegungsversuche in Nebenpunkten werde ich demnächst in einem Schlusswort erwidern.

Wilmersdorf.

Samuel Lublinski.

Mentale Suggestion. Axel Juncker in Stuttgart.

Im Anschluß an Lublinski in jelden Verlag erschienenen Brochure „Holz und Schlaf“ gebe ich zunächst eine Korrektur gewisser Richtigungen, die Arno Holz in seiner Brochure „Johannes Schlaf. Ein nothgedrungenes Kapitel“ über unsere Zusammenarbeit veröffentlicht hat. Im zweiten Theil gebe ich einen ausführlicheren Bericht über meine damalige Nervenkrise. Und zwar geht dieser Bericht näher auf

den eigentlichen Wesenskern der Krise ein. Die Diagnose des Professors Siemering hat gegen die des Professors Rüppen, der mich übrigens auch gar nicht so lange in Behandlung hatte wie Siemering, Recht. Im dritten Theil endlich gebe ich eine kurze Skizze von Arno Holz's literarischer Entwicklung. Ich bin genöthigt, Dies zu thun, damit die kurzstrende Auffassung, Holz sei ein Stilchöpfer, die mich in meinen eigenen Ansprüchen an jene Zusammenarbeit bisher geschädigt hat (es müßte unter allen Umständen mindestens von zwei Stilchöpfern die Rede sein), ihre Berichtigung findet.

Weimar.

Johannes Schlaf.

Aus fremder Erde. Gedichte von Lina Bernaïson. Franz Ledermann, Berlin.

Dem kleinen Strauß von Gedichten ein Beleitwort auf seinen ersten Weg in die Oeffentlichkeit zu geben, lasse ich mir eine gern erfüllte landsmannschaftliche Pflicht sein. Die hier für den Druck ausgewählten Verse wollen nicht als lyrische Offenbarungen angesehen werden, nicht auf noch unbetretenen Pfaden dichterisches Neuland erschließen. Es sind die seelischen Kundgebungen einer deutschen Frau, die ihre langjährige zweite Heimath im südlichen Frankreich gefunden, deren Empfindungsleben und poetische Intuition aber die innige Fühlung mit der Sprache und Seele ihres Mutterlandes inmitten einer stammfremden Umgebung sich treu bewahrt hat. Möchten diese Klänge „aus fremder Erde“ diesseits der Grenze die erwünschte Resonanz verständnißvoller Leserherzen finden!

Dr. Josef Ettlinger.

Die große soziale Sünde. Von Leo Tolstoi. Deutsch von Marie Brumm.

Leipzig, Felix Dietrich. 50 Pfennige.

Wer das gewaltige Drama, das sich vor unseren Augen in Rußland abspielt, recht verstehen will, darf nicht vergessen, daß mehr als achtzig Prozent der Bevölkerung des ungeheuren Reiches von der Landwirtschaft leben. Nicht die Industriearbeiter, nicht die Verkehrsbeamten, so viel Lärm ihre Agitation auch machen möge und so schwer auch ihr Vorgehen empfunden werden mag, entscheiden über die Zukunft des Riesenreiches, sondern allein die Bauern. Bewahren Sie dem Zarenthum die Treue, so ist jeder Ansturm von vorn herein vergeblich. Werden sie aber die Treue bewahren? Das ist die große Schicksalsfrage für die Zukunft des russischen Volkes. Leo Tolstoi, der sich selbst ganz dem Landleben zugewandt und dem Studium der Landbevölkerung gewidmet hat, giebt darauf in der hier angezeigten Schrift die Antwort. Gelingt es der russischen Regierung, das Landproblem im Sinn der bäuerlichen Bevölkerung zu lösen, so ist für sie Alles gerettet; fehlt ihr Einsicht und Kraft zu diesem Werk, so ist Alles verloren. Wie Tolstoi mir am dritten November aus Zasnaja Poljana schreiben ließ, hat er sich entschlossen, jetzt auch durch kurze populäre Flugchriften für die Bodenreform als für das einzige Mittel zum organischen Aufbau der russischen Gesellschaft zu werben. Im Vorwort habe ich in kurzen Strichen den Unterschied zwischen der deutschen und der russischen Bodenreform zu zeichnen gesucht.

Adolf Damasko,

Vorsitzender des Bundes Deutscher Bodenreformer.

Mache.

Sehr geehrter Herr Harden! Im Berliner Tageblatt, genauer: im „Zeitgeist“ hat Herr Richard Schaukal die „Fiorenza“ von Thomas Mann für „Literatur“ und *Mache* erklärt. Das gab mir zu denken; nicht über Echtheit oder Fälschung im Drama meines Bruders, denn ich sehe doch von Hause aus noch etwas tiefer in sein Werk hinein als sein Kritiker; aber über „*Mache*“ überhaupt und über die heutige Beliebtheit des Vorwurfes „*Mache*“.

Es soll vorkommen (ich begreife es nicht), daß ein Autor nichts zu schreiben hat; daß er in sich selbst nichts entdeckt, was ihn zwänge, sein Schicksal, das ihm heiß *mache*. Wozu er dann Dichter geworden ist? Er muß es wissen. Genug: in einiger Sorge geht er aus, um Anregungen zu suchen. Er braucht nicht lange zu warten; wenn die Leute hören, daß man schreibt, erzählen sie Einem gern ihr Leben. Ein hinreichend amusantes Problem begegnet ihm und er nimmt es und *macht* es. Manchmal hat es schon ein Anderer. Aber man versteht sich: wenn es sein muß, inbarer Münze.

Oder aber: man hätte wohl aus sich selbst genug zu dichten, muß aber die Welt gerade mit Dingen beschäftigt sehen, die Einem nicht widerfahren sind, und trachtet nun rasch, sich anzupassen: verrät sich selbst und nöthigt sich ins Joch eines unpersönlichen Zeitgeschmackes. Warum? Auch hier begreife ich nicht. Handelte es sich noch um Theaterstücke, also um gute Geschäfte! Aber der Roman hat in fast allen Fällen seinem Pfleger nichts zu bieten, nicht Geld noch Ruhm: nur die Genußthnung, breit und voll, in Blüthen, die noch großen Rhythmus haben dürfen, das eigene Leben zu entsenden. Verzichtet er hierauf: was bleibt ihm? Wie? Die Neußerlichkeiten der Handlung, Schilderung, Charakteristik, die nur als Symbol meines Erlebten Reiz für mich haben, sollte ich zum Selbstzweck machen, in Jahre langer Verbissenheit aus ihnen eine Pappendeckelwelt erbauen, die mich gar nicht angeht und mir nicht einmal bezahlt werden wird? Glaubt Jemand an so viel Selbstaufopferung? Herr Schaukal, der tüchtige Seelenkenner, traut sie jedem Zweiten zu, mir selbst so gut wie meinem Bruder, Jakob Wassermann so gut wie mir. Mit Strenge verbot er mir das Milieu meiner „Herzogin von Assy“. Denn nur auf den Kreis seiner Herkunft und seines täglichen Umganges hat ein Dichter Rechte. „Wassermann bleibe bei seinen Juden, wie Keller bei seinen Schweizern“.

Diese kindliche Aesthetik ist, wie Jeder sieht, unter der Herrschaft der „Heimathkunst“ entstanden, wäre ohne sie mit solcher Unverblämtheit und Raueletät sicher in Niemand zu Stande gekommen. In Herrn Schaukal wäre sie überhaupt nicht; denn das Gute, das er (vor Zeiten) vollbracht hat, sind Umschreibungen von Velazquez-Portraits, Seicentofiguren, Rokotolaunen: feurige Kostbarkeiten, die in österreichischen Landstädtchen nicht heimisch scheinen. In-

zwischen hat er sich angepaßt; ihm selbst unmerklich, aus der Sehnsucht seines einfachen Herzens, das unmöglich abseits vom großen Wege schlagen kann. So entsteht ein um Liebe werbendes Buch wie seine „Großmutter“. Es wirkt aus allen Kräften, mit Allem, was Ihr wollt: mit der Begehrtheit der „Briefe, die ihn nicht erreichten“, mit der Verträumtheit des „Törn Uhl“, mit den ewigen Räthseln, die jetzt wieder nirgends fehlen dürfen. Alles ist schwach, aber Alles ist da. Und da es ihm noch neu ist, hat Herr Schaukal nöthig, es sich immer wieder vorzuhalten, sich immer neu zu behaupten, daß nur die Lebendigen von der Straße, nur das naheliegende Gemüth echt sein können. Jemand bildet Gestalten, die seine leiblichen Augen nie sahen? Rache. Er behauptet, die Melodie jener Fremden sei seine eigene? In ihrem abenteuerlichen Getriebe wirke er selbst? Er habe sie, traumweise, in sich? Literatur, Rache.

Herr Richard Schaukal steht für Viele; drum darf er das Wort führen und sich für einen Kritiker halten. In Wirklichkeit ist ein so unfreier, gegen die Verführungen der Zeit so wehrloser Geist natürlich der Letzte, der zur Kritik taugt. Was man auch manchmal geglaubt haben mag, ist doch der große Kritiker vor Allen eine starke Persönlichkeit. Er gestaltet und behauptet in Denen, die er darstellt, sich selbst: nicht anders als ein Dichter. Bei einer gewissen Verschiebung seines äußeren oder inneren Schicksals wäre er Dichter geworden. Und ausgeschlossen ist, daß er, aus dilettantischem Schöpfertrieb, einen schwachen Roman von sich giebt. „Volupté“ ist auf der Könnertöhe der „Lundis“; und Laine hat Länder und Geschlechter fühlbar gemacht, so gut wie Geistesysteme. Was Herr Richard Schaukal über Andere zu sagen hat, wird immer nur den Persönlichkeitwerth haben, der in seiner „Großmutter“ steckt: einen zu dürftigen, kurz bemerkt, um ihn an Thomas Mann zu messen.

Aber nichts macht irrt wie eine schlechte Kritik. Wie? Dies Ding, woran nun kein guter Faden bleibt, hat man bewundert? Niemand ist gern die dupe eines Machers. Im Uebrigen lohnt die Frage nicht die Mühe, sich gegen das Urtheil eines doch wohl Sachverständigen zu wehren. Auch erleichtert es, nicht mehr verehren, keine Ueberlegenheit mehr anerkennen zu müssen. Und ganz leicht, ganz anstandslos wird man mit einem Dichter fertig, vor dem doch, zur Zeit der „Buddenbrooks“, Hunderttausend sich verneigt haben. Keinen seiner „Freunde“, seiner „Verehrer“ stört es, daß er nun seine Ehrlichkeit verloren haben und zum Macher und „Literaten“ geworden sein soll. Keiner antwortet öffentlich den sinnlosen Schmähreden oder verleugnet sie privatim. Glaubt man also wirklich, der Verfasser der „Fiorenza“ habe sich mit einem frivolen Willensakt, als gelte es eine Wette, über seinen Stoff hergemacht? Keine Beziehungen beständen? Die größten wenigstens sollte man sehen. In „Buddenbrooks“ verfällt eine Bürgerfamilie; und ein Bürger im Niedergang ist Lorenzo Medici. Sie waren Bürger, diese Herzoge, und entarteten als Bürger: nicht wie Ritter-

geschlechter zu entarten pflegen, mit atavistischen Rückfällen in Nordluft, mit der Jagd als letzter Leidenschaft, bis in die Verblödung. Sie verließen in sinnliche und sittliche Ueberfeinerung, in Aesthetenthum, in Schwächung des Selbstgefühls, als Folge zu vielfältiger Einsicht. Wirklich: der zum Dichter gewordene Bürgersohn ist daheim im Gemach, wo Lorenzo stirbt. Er weiß um den Kampf, der sich da vollendet, zwischen dem Schönheitsanbeter und dem Heiligen. Denn er selbst hat ihn gekämpft: schon in seiner Novelle „Tristan“. Lorenzo ist sein Verfall, Das, was ihn niederzieht; der Prior sein Wille, stark zu werden, Ruth zu Ueberzeugungen zu erlangen, kein spielerischer, ein heiliger Künstler zu sein. „Ich rede die Wahrheit, die ich erlitt.“ „Ich hasse diese lasterhafte Duldung des Gegentheiles“. Ein Pochen auf sich und eine Forderung an sich. Einen Augenblick, da die Feinde einander verstehen, Einer in den Worten des Anderen, wunderbar mühelos, die Melodie des eigenen Lebens vernimmt, kommt ihr Zwiegespräch auf Leben und Tod zum Einklang und stellt sich als Selbstgespräch heraus. Hier erklärt sich, daß die Beiden ein einziger Mensch sind und daß nichts Irischer sein kann, nichts der schroffere Gegensatz zum Gemachten als dies Werk. Seine Fehler liegen in seiner Lyrik. Die Künstler, die Vertreter der „Augen- und Schaukunst“, sind mit der Gehässigkeit des Geistes gesehen. Beim Auftreten dieser Hanswurste wird die Zeit, deren bleibender Ausdruck sie doch sind, zu klein. Einer von ihnen bringt Cellinis Lügen noch einmal vor, ein Anderer eine Novelle des Boccaccio; und leicht hätte sich doch etwas im selben Sinn Erfundenes ihnen in den Mund legen lassen. Aber der Lyriker, der am Werk ist, verschmäht es, sich in Sachen zu vertiefen, die nicht sein sind. Den Theil des Blodes, in den er nicht seine ganze Seele hämmern könnte, läßt er lieber unbehauen. Die Renaissance reizt ihn so wenig hin wie ein anderes Zeitalter. Ein Automobilfabrikant mag für die Neuzeit schwärmen, für die Historie ein Trödler. Ein Dichter (so empfindet Dieser) benutzt Menschen, die von Zeitenhetze und verehrungswürdigen Namen geweiht worden, um feierlicher das eigene, immer nur das eigene Schicksal zu künden.

Lorenzo.

Heinrich Mann.

Sehr geehrter Herr Mann, ich kenne die Leistung des Herrn kaum, der Ihnen „für Viele steht“; aber ich kenne ein Bißchen das Gefühl Eines, der erwartet, von irgendwo her werde doch, müsse der sinnlosesten Schmährede die Antwort folgen; und der vergebens wartet. Denn noch immer ist die Macht des gedruckten Wortes so groß, daß Wenige sich dawider aufzuehnen wagen. Wäre der Mann auf der Straße überfallen worden! Aber so. Und am Ende macht er sich gar nichts draus; hält es vielleicht für gute Beklame. Jedenfalls gebietet die Vorsicht, zunächst mal abzuwarten, wie der Handel ausgehen wird; möglich, daß der gestern Gefeierte morgen am Boden liegt; und dann will man doch bei der victrix causa stehen. Zur Menschendewunderung erzieht solches Erleben nicht. Doch Ihr Bruder kann's ertragen. Er hat den „Tristan“ und die „Badenbrooks“ geschrieben.



Goldminen.

Der Friede von Brätoria hat der Goldminenindustrie des Transvaalkaates nicht den von den Aktionären erhofften Aufschwung gebracht. Man hatte geglaubt, gleich nach dem Friedensschluß werde die Förderung mit verdoppelten Kräften aufgenommen und die Rentabilität der Gesellschaften rasch wieder gehoben werden. Daß ein großer Theil der Anlagen zerstört oder durch das lange Ruhen der Betriebe unbrauchbar geworden war: daran dachte man zunächst nicht; und doch waren sehr große Summen nöthig, um die Minen erst wieder einmal in Betrieb zu setzen. Auch war bei den meisten Shares der Kurs viel höher als der innere Werth und die Ueberkapitalisirungen wirkten recht unangenehm nach. Die Haussperioden waren kurz und selten; die Depression wich kaum noch vom Goldminenmarkt und die Ereignisse der letzten Wochen sind eigentlich nur die Konsequenzen einer Bewegung, die mehr durch die Eigenart der Minenspekulanten als durch die Entwicklung der Mineindustrie bewirkt worden ist. Wesentlich hat dazu allerdings auch der britische Regierungswechsel beigetragen. Noch schwerer als auf jedem anderen Gebiet ist hier ein objektives Urtheil erreichbar. In Goldshares wird heute in allen Schichten spekulirt. Neben den großen Leuten vom Schlege der Welt, Barnato, Lewis und Robinson, die noch heute eine Rolle spielen oder, wie die Zuckerkönige Jaluzot und Cronier, schon Schiffbruch gelitten haben, sind Londoner Cakstuscher, pariser Camelots und Portiers, Commis, Kellner und ähnliche kleine Leute am Goldminenkurs interessiert. Nirgends haben die bekannten Schwindelfirmen, die bucket-shops, die das Publikum von London, Paris und Brüssel aus mit Offerten zum Ankauf von Goldshares locken, so großen Erfolg wie auf diesem Felde der Hoffnung. Hier gehts nicht ohne blinden Glauben; die Prospektangaben über angebliche Erzfunde, die Ausichten auf Rentabilität sind nur nachzuprüfen, wenn es sich um bekannte Minen handelt, über die schon Etwas in den Fachschriften steht. Oft wird von den Offerenten dem Publikum eine Grube gegraben, die in der Wirklichkeit gar nicht existirt, in die es aber arglos hineinfällt; und diese schwindelhaften Wandver, die mit der soliden Goldminenindustrie nichts zu thun haben, sind schuld daran, daß viele Leute die Begriffe Goldminenspekulation und Schwindel gar nicht mehr von einander trennen. Doch ist es thöricht, eine noch so entwickelungsfähige Industrie aus solchem Grund zu diskreditiren. Nach der Behauptung der Londoner und johannesburger Interessenten sind die kontinentalen Bankleute an dem Kurstückgang mitschuldige, weil sie, die eine viel schnellere Erholung von dem Kriegsschaden erwartet hatten und bitter enttäuscht wurden, seitdem überall die Stimmung verflauen. In anderthalb, spätestens zwei Jahren werde Alles wieder in bester Ordnung sein. Ob's wahr ist? Jedenfalls ist es Unsinn, jetzt, wie ein hamburger Rechtsanwält vor dem ersten Boom that, alle Goldshares wieder für Nullatur zu erklären.

Die Entwicklung hängt freilich von der Lösung des Arbeiterproblems ab. Da weder weiße noch schwarze Arbeiter in genügender Anzahl zu haben sind, hat man Chinesen importirt. Mag sein, daß mancher gelbe Mann sich in den Gruben zunächst nicht wohl fühlte; die Zahl Derer, die in die Heimath zurückwollten, war anfangs ja bedenklich groß. Das Ministerium Campbell-Bannerman war, weil es vorher gegen die Chineseneinfuhr gesprochen hatte, gezwungen, auch offiziell dagegen Stellung zu nehmen. Grund genug zur Fortsetzung des Ausrückniederganges. Ohne

Arbeiter keine Rentabilität. Die neue Regierung beschloß, daß nur noch etwa 13 000 Chinesen, deren „Einfuhr“ schon unter Balfour genehmigt worden war, zugelassen, alle Kulis aber, die vor Ablauf ihres dreijährigen Vertrages nach der Heimath zurück wollen, auf Staatskosten nach China befördert werden sollten. Um nicht weiter mit der unerquicklichen Sache zu thun zu haben, sagten die Herren vom grünen Tisch, das Transvaal werde ja in absehbarer Zeit eine selbständige Regierung haben, die dann auch über die Chinesenarbeit entscheiden könne. Im londoner Kafferncircus war man von diesem Beschluß natürlich nicht entzückt. War dem Kabinet die Entscheidung von faktischen Erwägungen aufgedrungen oder wollte es die Minenindustrie lähmen? Einerlei: der Kurs fiel und das Publikum beschleunigte, wie immer, den Fall durch hastige Verkäufe. Shares sind ja kein Anlagepapier, werden meist zu spekulativen Zwecken erworben; deshalb giebt's hier den schnellsten Wechsel von Begeisterung und Hoffnungslosigkeit. Und sobald der Zaumel weicht, droht immer die Gefahr der Panik. Chamberlain hat der Regierung berbe Wahrheit gesagt.

Daß die Medio-Liquidation (die Abrechnungen erfolgen Mitte und Ende des Monats) glimpflicher verlief, als man erwartet hatte, war zum Theil wohl dem Eingriff kräftiger Hände zu danken. Immerhin sind die Kurse, die 1902 den höchsten Stand erreichten, noch seit dem Anfang dieses Jahres beträchtlich zurückgegangen. Um nur einige zu nennen: Goldfields von 10 $\frac{1}{2}$ (1902) auf 4 $\frac{1}{2}$ (Mitte März 1906); Randmines von 13 auf 5 $\frac{1}{2}$; Geduld von 9 $\frac{1}{4}$ auf 2 $\frac{1}{2}$; Goerz von 4 $\frac{1}{4}$ auf 1,56; General Mining von 4 auf 1,78; Crown Reef von 18 $\frac{1}{2}$ auf 12; Kurora von 2 auf 0,35; East Rand von 10 $\frac{1}{2}$ auf 5; Modderfontein von 14,50 auf 7,12; Ferreira von 26 auf 18,50; Geldenhuis Estate von 7,75 auf 3,33 Pfund Sterling. Die Bedeutung dieser Kursrückgänge wird erst erkennbar, wenn man bedenkt, daß der niedrige Nominalpreis von 20 Mark für die Aktie, der ja so Viele zum Erwerb dieser „billigen“ Papiere lockt, den prozentualen Verlust an dem einzelnen Share viel größer macht, als er nach bloßer Mark- oder Pfund-Berechnung erscheint. So hat, zum Beispiel, die Goerz-Aktie von ihrem höchsten Kurs etwa 270 Prozent eingebüßt; General Mining 225, Geduld 675 Prozent. Nicht Jeder hat freilich zum höchsten Kurs gekauft und erst zum niedrigsten verkauft; die Gesamtsumme der auf dem Minenmarkt erlittenen Verluste ist aber groß genug.

Unerfreulich wirkten auch die Ergebnisse der beiden großen Minengesellschaften, die zur Interessensphäre zweier berliner Großbanken gehören. A. Goerz & Co., die von der Deutschen Bank gegründete Gesellschaft, in deren Aufsichtsrath die Herren Gwinner, Steinthal und Dr. Nathenau sitzen, hat mit ihrer Geduld-Mine Unglück gehabt. Die Deutsche Bank sagt darüber in ihrem Geschäftsbericht: „Sehr unbefriedigend war die Entwicklung der Geschäfte am Witwatersrand. Auch die von uns gegründete Gesellschaft A. Goerz & Co. Limited hatte unter widrigen Verhältnissen zu leiden. Auf dem Westrand geriet eine ihrer Gesellschaften, wie gehofft wird, nur vorübergehend, in eine unabbaubwürdige Zone und auf dem Ost- rand wurde das Reef an einer unerwartet armen Stelle erkreuzt. Der Rückgang ihres hauptsächlich aus Goldshares bestehenden Effekten-Portefeuilles dürfte buchstäblich einen großen Theil ihrer Reserven absorbiren; auf eine Dividende für das verfloßene Jahr kann jedenfalls nicht gerechnet werden.“ Von 1898 bis 1902 sind Dividenden zwischen 10 und 12 $\frac{1}{2}$ Prozent gezahlt worden; das Jahr 1903 blieb ohne Dividende und für 1904 wurden 3 Schilling auf die Aktie bezahlt. Die Er-

klärung der Deutschen Bank klingt ernst, sachlich, beinahe pessimistisch; man ist nicht gewöhnt, solche Mittheilungen ohne den üblichen tröstenden Hinweis auf die Zukunft zu erhalten; diese Nüchternheit ist besonders löblich, weil sich um ein vom Direktor Steinhilf seit der Geburt zärtlich geliebtes Kind handelt. Auch die Dresdener Bank, der die General-Mining und in letzter Zeit besonders die zu diesem Concurrenz gehörige Aurora-Mine Enttäuschungen brachte, zeigt die Lage der Goldminenindustrie in trüberem Licht als sonst. An der Hedwigskirche aber entschlummert die Hoffnung nie; und so heißt es denn weiter, man dürfe „wohl erwarten, daß die englische Regierung sich nicht zu definitiven Maßregeln entschließen wird, welche die Prosperität der Goldminenindustrie und damit die ganze wirtschaftliche Zukunft der mit so schweren Opfern erworbenen Transvaal-Kolonie ernstlich kompromittiren würden.“ Die Dresdener rechnen aber mit der Möglichkeit dauernd ungünstiger Verhältnisse, denn sie fügen hinzu, die Beteiligungen der Bank seien so bewertet, daß weitere Kursrückgänge keinen nennenswerthen Einfluß auf die künftigen Ergebnisse des Institutes haben könnten. Noch mißtrauischer sind die Spekulanten. „Man kann gar nicht flau genug sein“: so lautet ihr Urtheil. Die Ueberkapitalisirung vieler Gesellschaften und die einst so wilde Agiotage rächt sich jetzt eben. Der Rath des londoner „Economist“, die königliche Kommission solle auch die Frage der Kapitalisirung ernstlich erörtern, müßte befolgt, die Praxis der Randminenfinanz bei der Gründung neuer Gesellschaften einmal öffentlich besichtigt werden. Dann erst könnte man sich ein Bild von den wirklichen Verhältnissen machen. Daß die europäischen Aktionäre keine Zügelrenn auf die Unternehmungen haben, ist eine Thatsache, mit der man sich abfinden muß. Die Eintragung neuer Gesellschaften müßte aber von der Veröffentlichung ausführlicher Prospekte abhängig gemacht werden; jetzt sieht der Käufer nur den Schein und hat von den Aussichten der neuen Gesellschaft keine Ahnung.

Wer sich heute ein Urtheil über die Verhältnisse bilden will, muß die Berichte der johannesburger Minenkammer lesen. Keulich meldete sie, im letzten Quartal des vorigen Jahres sei die Zahl der schwarzen Arbeiter von 68545 auf 74233 gestiegen. Trotzdem hat das Mißtrauen sich noch vertieft; man erwartet eben von den Schwarzen nichts Rechtes mehr. Mit den Kulis seien am Jahreschluß insgesammt ungefähr 100000 Mann in den Gruben gewesen, also nicht weniger als vor dem Ausbruch des Krieges. Die Minenkammer sieht die Arbeiterfrage aber recht ernst an; nach Befragung der Hauptminenleiter sagt sie in einem Memorandum an die englische Regierung: „Die Entfernung der Kulis würde zur Folge haben, daß von den jetzt im Betrieb befindlichen Hochstempeln 3155 stillgelegt und 6000 Europäer, die die gelben Arbeiter bisher angelernt und beaufsichtigt haben, entlassen werden müßten. Ein auf 6,6 Millionen Pfund zu veranschlagender Betrag würde im Transvaal weniger ausgegeben werden und — das Wichtigste — die Goldproduktion würde sich um etwa 40 Prozent verringern.“ Die Minenkammer sieht also das Wohl und Weh der Goldminenindustrie in der Chinesenarbeit. Anderer Meinung ist Mr. Vangerman von den Randfontein Estates, der in der Generalversammlung nicht sehr begeistert von der Chinesenarbeit sprach. Die Beschaffung der für die Tochterunternehmen notwendigen Arbeiter, sagte er, werde 256000, die Heimsendung der Kulis ungefähr 95000 Pfund kosten. Als vorsichtiger Mann, der Theorie und Praxis streng scheidet, hat er sich aber für alle Fälle dreitausend Kulis bestellt; wahrscheinlich, um zu konstatiren, ob seine Kostenberechnung stimmt. Die Buren sollen übrigens,

weil sie die Schwarzen für ihre Farmen brauchen, für den Chinesenimportzoll, dessen Verbot also, nach dieser Ansicht, Industrie und Landwirtschaft ruiniren würde.

Die Minenbesitzer sind selbstherrliche Leute und scheuen selbst in böser Zeit keine Kraftprobe. Der Begriff der Oeffentlichkeit existirt für sie überhaupt nicht. Als der Vertreter des Herrn J. B. Robinson nicht zum Präsidenten der Minenkammer gewählt worden war, wurde einfach der Austritt der Robinson-Minea verfügt. Das wäre an sich belanglos, kann auf ein so verheeretes Marktgebiet aber übel wirken. Da die Arbeiter durch eigene Organisationen, die Witwatersrand Native Labour Association und die Chinese Labour Importation Agency, geworben werden, ist die innere Kraft oder Schwäche der Minenkammer kein allzu wichtiges Moment. Die Robinson-Gruppe umfaßt übrigens gut rentirende Gesellschaften, wie die Langlaage und die Handfontein-Minen, die für das Jahr 1905 Dividenden von 10 bis 20 Prozent gegeben, also bewiesen haben, daß auch jetzt noch an manchen Stellen mit sehr stattlichem Gewinn gearbeitet wird. Die Behauptung, die meisten Minen seien im vorigen Jahr ohne Ertrag geblieben, ist unrichtig. Die Goldausbeute (schließlich doch die Hauptsache) ist größer geworden. Im Jahr 1905 betrug die Förderung 4 897 221 Unzen Feingold (1 Unze = 31,09 Gramm hat bei Rohgold einen Werth von ungefähr 72, bei Feingold von 85 bis 86 Mark) im Werth von 20,80 Millionen Pfund oder 30 Prozent der gesammten Weltausbeute im Jahr 1904. Die Ausbeute des Witwatersrand allein, die 4 706 433 Unzen im Werth von rund 20 Millionen Pfund betrug, ging über die der beiden am Ertrage reichsten Jahre (1898 und 1904) um 5 und 5½ Millionen Pfund hinaus. Auch in den ersten beiden Monaten des Jahres 1906 ist, nach der Statistik, die Ausbeute größer als in den selben Monaten früherer Jahre. Bei einzelnen Minen sind Ausbeute und Gewinn allerdings geringer; aber das Gesammtergebniß ist besser. Zwischen diesen Ziffern und den pessimistischen Berichten über die Lage des Goldminenmarktes besteht ein Widerspruch, der sich aber sofort löst, wenn man bedenkt, daß die Zahl der Goldminen sich von Jahr zu Jahr vergrößert hat. Das erklärt die Zunahme der Produktion. Manche Betriebe sind unrentabel geblieben; und da die Zahlenangaben kaum kontrolirbar sind, mögen auch falsche Ziffern vorkommen, die das Gesammtergebniß aber wohl nicht wesentlich ändern. Die Erschöpfung der Bergwerke ist ja unermidlich; schon jetzt werden steigende Mengen mindewerthiger Erzsorten zur Verpochung herangezogen. Man muß also versuchen, die Verringerung des Erztrages durch Herabsetzung der Betriebskosten möglichst auszugleichen. Das wird da besonders schwer sein, wo verfehlte Anlagen immer mehr Geld erfordern, weil durch die Erschließung bisher unberührter Felder die Möglichkeit der Rentabilität gesichert werden soll. Solche Anlagen hat namentlich die Barnato-Gruppe, von deren neunundzwanzig Gesellschaften zwanzig seit der Gründung noch keine Dividende gegeben haben und sieben (einzelne mehrmals) sanirt werden mußten. Die leidtragenden Aktionäre sind machtlos und können nicht einmal mitreden; denn die meisten Generalversammlungen werden nach Johannesburg oder einem anderen südafrikanischen Ort einberufen. Da in der Goldminenindustrie zum größten Theil europäisches Kapital arbeitet, verdient der Vorschlag, die wichtigsten Fragen dieser Industriegeellschaften in London zu erledigen, Beachtung. Der Industrie aber ist vor Allem zu wünschen, daß sich, statt der Spekulanten, kräftigere und geduldigere Elemente ihr zuwenden. Nur wer warten kann, ohne den Athem zu verlieren, sollte sein Geld nach Südafrika tragen. Ladon.

Das Neuste.

Steizigerstraße 15. Reinhold Kraetke, Excellenz, sitzt behaglich in seinem Arbeitszimmer. Den Reichspostetat hat er im Trockenen. Wieder fürchtbar viel dummes Zeug gehört und gelesen. Die wirklichen Betriebsmängel hat, wie immer, keine Spürnahe gerochen. Alles in schönster Ordnung. Aber man möchte schließlich doch eine That thun. Nach Stephan und Poddieff seinen Namen ins Buch der Geschichte schreiben. Die Vertheuerung der Depeschen genügt nicht. Die Aufhebung des billigen Vorortverkehrs-tarifes erst recht nicht. Dadurch wird Niemand populär; nicht einmal angenehm berühmt. Die bayerische Marke: Das wäre Etwas. Jeder hat sich schon darüber geärgert, daß er ein deutsches Postwertzeichen nicht in Augsburg, ein bayerisches nicht in Berlin verwerthen kann. Was ist des Deutschen Vaterland? Aber mit dem münchener Landtag ist nichts anzufangen. Der steht auf seinem Reservatscheinrecht. Vielleicht, wenn Prinz Ludwig von Hebel's Gnaden Deutscher Kaiser geworden ist. Dauert immerhin noch ein Weilchen. Man könnte dekretiren: Jedes kaiserliche Reichspostamt nimmt künstlich jedes deutsche Postwertzeichen für voll an. Der Bürger kann in Berlin also mit einer bayerischen Marke frankiren und sicher sein, daß die Sendung befördert wird. Dann wären wir die noblen Kerle, die Vertreter des Einheitgedankens und die Bayern vor Aller Augen ins Unrecht gesetzt. Würden sehen, wie sie aus der Klemme kämen. Ist aber nicht zu einfach? Und wird Bernhard, der die berechtigte Empfindlichkeit der deutschen Stämme als Redeornament braucht, dafür zu haben sein? Sicherer wäre das Telephon. Wenn keiner horcht, darf man's sagen: Lächerlich theuer. Mit Vorortanschluß zweihundert Mark im Jahr. Nur Wohlhabende können sich's leisten. Und doch ist das Leben nur noch mit Telephon erträglich. Billiger nicht zu liefern? Unsinn. Was in Skandinavien geht, wo jeder Bauernhof Fernsprechanschluß hat, muß auch bei uns möglich sein. Die Teilnehmerzahl würde in einem Quartal verzehnfacht. Großer Umsatz, kleiner Nutzen. Wertheim von drüben würde nicht eine Minute zögern. Da winkt der Bülowruhm: des modernen Menschen. Und der Kaiser ist ja fürs Zeichen des Verkehrs. Ein Glück, daß es Tod nicht schon eingefallen ist. Reinhold Kraetke drückt auf den Klingelknopf. „Herr Geheimrath . . .!“

Im Ministerium der Oeffentlichen Arbeiten hat man beschlossen, auf den Hauptlinien in die durchgehenden Tageszüge Schlafwagen einzustellen. Der Beschluß ist zu loben. Eine lange Eisenbahnfahrt bei Tag ist noch immer eine Lual. Man hoßt im Käfig, kann sich nicht rühren, auch im D-Wagen, wo die auf Bekanntschaft blickenden Spaziergänger Einen durch Fenster und Thür begucken, sichs nicht bequem machen. Ist ein Speisewagen vorhanden, so ist er zur Essenszeit überfüllt. Ist keiner da, so muß man in einem überheizten und zugigen, im Sommer von Speisegerüchen und Menschenhauch verpesteten Wartesaal hastig ein heißes Beestee oder Nührei hinunterschlingen. Auch am Tage sich ausziehen und hinlegen können, vor Störung geschützt sein: glückseliger Aspekt! Dann läßt sich auch eine Tagereise ertragen. Viele Reisende haben die Nacht vor der Abfahrt durchgeht, durcharbeit, durchschwayt und sind froh, schlafen zu können. Den Andern genügt die Liegeruhe und die Ungemixtheit. Wäre nicht auch ein Waderraum noch erreichbar? Die Benutzung (zwanzig Minuten) könnte ruhig vier bis fünf Mark kosten (der Deutsche ist ja nicht mehr der arme Teufel von anno dominiemals): die Wadefabine würde trotzdem nie leer. Die Buddisten sollten ihrem Bureauherzen einen sachten Stoß geben.

Ritter vom Geld und vom Geist haben sich nach langer Berathung über eine wichtige Aenderung der Umgangsformen verständigt. Viele Behörden haben die Kurialien abge schafft oder mindestens vereinfacht. Ist nicht beschämend, daß wir im Privatverkehr noch daran festhalten? Uns den Kopf zerbrecben, um zu erforschen, wen wir Hochwohlgeboren, wen Hochgeboren zu nennen haben? Täglich drei- oder dreißigmal schreiben: „Sehr geehrter Herr“, „Zuvorzüglicher (oder ausgezeichnet) Hochachtung Ihr (grammatisch falsch) ergebener“? Wer viele Briefe zu schreiben hat, stößt unter der Last. Ist, als Einzelmex, aber ohnmächtig. Läßt er die Formeln weg, so gilt er als Narr oder als Flegel. Jetzt ist erreicht. Ritter vom Geld und vom Geist haben sich verpflichtet, fortan über ihre Briefe nur noch zu schreiben: „Herr Schulze!“ Oder: „Frau Colhn!“ Und drunter nur ihren Namen. Keine Versicherung ergebenster Hochachtung.

Seit der Bauchschnit, dank den Errungenschaften der modernen Chirurgie, keine gefährliche Operation mehr ist, wird er bekanntlich sehr oft zu diagnostischen Zwecken vorgenommen. Man schneidet den Bauchdeckel auf, um zu sehen, was drunter ist, und schließt ihn wieder, wenn der Befund ergeben hat, daß ein weiterer Eingriff nicht nöthig ist. (Einem französischen Operateur wird nachgesagt, daß er erst zwischen Oeffnung und Schließung des Bauches seine Honorarforderung zu stellen pflege. Das ist natürlich nur im Lande Delcaessés, Révoüts und anderer Schwarzen Männer möglich.) Die Fälle, in denen eine Probelaparatomie nöthig scheint, haben sich unter der Herrschaft der Antiseptik nun so gehäuft, daß ein großer Theil der in den Operationskäden zu leistenden Arbeit darauf verwendet wird und die Chirurgen kaum noch Zeit zu anderer Thätigkeit finden. Um so freudiger ist deshalb die Bauchschnitmaschine zu begrüßen, deren Konstruktion dem amerikanischen Professor Sims gelungen ist. Jeder Volontärarzt, sogar jeder Student in höheren Semestern kann damit gefahrlos arbeiten; denn der Mechanismus ist ungemein einfach und benutzt dennoch allen Komfort der Neuzeit. Auch Biers Versuch, die Hyperämie als Heilfaktor zu verwerthen, ist hier schon berücksichtigt. Die Maschine besorgt, je nach der Art des Falles, die Karotisirung oder lokale Anästhesirung, bewirkt die künstliche Erwärmung der Gedärme und beseitigt außerdem völlig die Gefahr allzu reichlicher Blutung. Eine Maschine liefert in einer Stunde drei Probelaparatomien. Die Reinigung vollzieht sich automatisch. In einer großen Klinik können vier bis fünf Maschinen neben einander arbeiten und der Professor oder sein erster Assistent braucht nur von einer zur anderen zu gehen und die Befunde zu prüfen. Die Arbeit wird also beschleunigt; und der Aufenthalt in der Maschine soll sehr angenehm sein. Professor Sims hat die Absicht, seine Erfindung auch in Europa zunächst selbst vorzuführen.

Herrn von Gramm-Burgdorf, Bevollmächtigter zum Bundesrath, in ist Konkurs gerathen. Bei der Versteigerung wurden für einen Kronenorden, zwei Rother Adler, ein Eisernes Kreuz und ein Dombherrnkrenz zusammen zweiundzwanzig Mark bezahlt. Reflektanten werden vor der irthümlichen Annahme gewarnt, der neue Tarif habe Auszeichnungen von solchem inneren Werth auf diese Ramschbazarpreise herabgesetzt.

Der Kaiser hat den Wunsch ausgesprochen, in diesem Sommer auf der Nordlandfahrt Menschen um sich zu sehen, die er bisher nicht kennen lernen konnte. Die Einladungen werden einseitigen als jetzt behandelt. Doch ist schon durchgesichert, daß die Herren Ernst Haackel, Alfred Meißel, Max Viebermann, Verhart Hauptmann, Thomas Theodor Heine und Ludwig Thoma zu den Beisitzenden Seiner Majestät gehören werden.


 Berliner-Theater-Anzeigen
 
KOMISCHE OPER

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 30. März und Sonntag, den 1. April, Abends 8 Uhr.

Figaros Hochzeit.Sonntag, den 31. März
Abends 8 Uhr.**Hoffmanns Erzählungen.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Cabaret**Roland von Berlin**

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Holländer.Bender. Giampietro.
Josephl. Frid Frid.
Massary. Steidl, Lilly Walter.**Gebr. Herrnfeld-Theater**

am Stadtbahnhof Alexanderplatz.

Täglich: **Familienstag****im Hause Prellstein**

Komödie in 3 Akten v. A. u. D. Herrnfeld.

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr.

Sonntag, d. 1. April Abschieds-Vorstellung.
Vorverkauf 11—2 Uhr.**Passage-Theater.****Antoinette Sohns,** Geschwister
Flocati.

Fritz Schönbauer a. H. erstl. Tanzm. Anf. 8 Uhr.

Luisen-Theater.

Freitag, d. 30./3 8 U. Käthechen v. Heilbronn.

Sonntag, d. 31./3 u. Montag, d. 2./4 8 U.

Auf eigenen Füßen.Sonntag, d. 1./4 8 U. Der Verschwander.
Weitere Tage siehe Anschlagssäule.**Restaurant und Bar Riche**

Unter den Linden 27.

Dejeuners * Dinners * Soupers

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

Für

Blutarme, Nervöse**Dr. Klopfer-Glidin** (Weizen-Lecithin-EIWEISS).
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.

In Apotheken, Drog.

Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Diabetes!

Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes praktisch bewährtes Heilverfahren.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schlossbräu
in Syphons
à 5 Ltr.
Mk. 1.50



Teleph:
Amt 9
No. 9122

Schlossbrauerei Schöneberg
BERLIN W.

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt Rittergut Nimbsch a. Bober
Post Reinswalde, Kr. Sagan in Schlesien
(früher Rittergut Niendorf a. Sch.) Ge-
gründet 1885. Prospekt frei.
Sanitätsrat **Dr. Lerche**,
Alfred Smith, Rittergutsbesitzer.

Schockethal bei
Cassel.
Hervorragende Kuranstalt für natürliche
Heilweise. Gr. Erfolg. **Winterkuren**. Prosp.
Tel. 1151 Amt Cassel. **Dr. Schaumlöffel**.

Tarragona Portwein Ia

in Korbb. (4 1/2 Fl. Inh.) zu **Mk. 5.70**. Zu-
sendung frei u. auf m. Gefahr. Spezialität von
Cpt. C. Aug. Müller, Ratzsburg (Lauenbg)

Technikum der freien Hansestadt Bremen.

Aufnahme-Bedingungen:

Volksschulbildung und praktische Tätigkeit. Bei Einjährigen-
berechtigung wird Vorklasse übersprungen.

A. Baugewerkschule für Hoch- und Tiefbau. Alle Tief-
bauklassen Sommer und Winter. **B. Höhere Maschinenbau-
schule**. **C. Höhere Schiffbauschule**. **D. Seemaschinistenschule**.
D. Gasmeisterschule. Neues grosses Schulgebäude mit best
ausgestatteten Laboratorien. **Grosses Maschinenbau-
laboratorium** für Versuche mit eigener elektrischer Kraft-
anlage im Bau. Programme kostenlos durch die Kanzlei.
Der Direktor: **Prof. Walther Lange**.

Technisch-Orthopädische Heilanstalt Georg Hessing, Gross Lichterfelde-Ost, Wilhelmstr. 36a.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: **Hüft-, Knie- und
Knöchelgelenk-Entzündung**, sowie der Entzündung der Wirbelsäule,
von frischen und alten Knochenbrüchen, **Bruch des Schenkelhalses**,
Kinderlähmungen u. deren Folgen, **Verkrümmungen der Wirbel-Säule**,
Verkrümmungen nach Gicht, Rheumatismus- etc. Angeborener Hüft-
Luxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

Dr. med. Bergmann, Osnabrück. Die Wirkung der Trint- und Babefar in Salzsäure hat alle früher angewandten Heilmittel übertrifft. Durchschneidet frei durch die Babedirektion Salzsäure (Bonifacius).

Dr. med. Hofmann's
Kuranstalt für **Herzkranke**

BAD NAUHEIM b. Frankfurt a. M., Bismarckstr. 1 O. gegenüber dem städt. Badhaus.
Ambulante Behandlung — Sanatorium. Genl. Arzt: Dr. med. A. Smith,
Leiter: Lehrer: Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann.



Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz.
Naturheilanstalt 1. Ranges mit allem Komfort
nach Dr. Lahmann. Auch für Erholungs-
bedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil.
zur Behandlung von Frauenkrankheiten,
2 Aerzte, 1 Aerztin. Dir. Otto Wagner.

Zu Frühjahrskuren infolge milder Lage ganz besonders geeignet.
Ausführl. illustr. Prospekte gratis.

Detektiv- und Auskunfts-Bureau
„Greif“

HANNOVER Georgstr. 167. Teleph. 800.
Ermittlungen, Überwachungen, Familien-Auskünfte
auf jed. Platz. — Empfohlen von Juristen u. ersten Firmen.

Sanatorium Dr. Passow Meiningen
für Nervenkranken u. Entziehungskuren.
Moderne physikalisch-diätetisch geleitete An-
stalt mit familiärem Charakter. Besitzer:
Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langj. Assistent.

Jeder Nervenleidende lese d. Broschüre
„Ein grosser Fortschritt auf d. Gebiete
der Heilung sämtlicher Gemüts- und

Nerven-

leiden*, wie Nervosität, Schwerkopf,
Schlaflosigkeit, Angstgefühl, Schwindel-
anfälle, nervöse Kopfschmerzen, Ge-
hirnschwäche, Epilepsie. Gegen Ein-
sendg. von 20 Pf. in Briefm. franko zu
beziehen durch Apotheker Büsingen
in Büsingen a. Rh. Gd. (Baden).

R.M. Lange.

Melden Sie sich vertrauensvoll bei
C. Düsseldorf. Evtl. indirekt.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.

Apostata

von
Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend.

2 Bände à Mark 2.—.

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die
Schuhkonferenz. Kollege Bismarck.
Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-
Russe. Der Fall Klausner. Die beiden
Leo. Der heilige Rock. Das goldene
Horn. Der korsische Parvenu. Der
heilige O'Shea. Niclaa und Erfurt.
Mahadd. Die ungehaltene Rede. Eine
Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein
Geltzweig. Sommerfeld's Rächer. Su-
prema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck
a. D. Lessings Doublette. Maupassant.
Der Fall Apostata. Gekrönte Worte.
Die romantische Schule. Menuet. She-
Ma-Theban. M. d. R. Eroica. Der ewige
Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2. —
Bund. Kirchenvater Strindberg. Der
Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der

Cigarrenfabrik F. Hagedorn & Söhne,
Bremen.

Wir bitten diesem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Meisterwerke der Malerei

herausgegeben von
Alte Meister Geh. Rat Dr. Wilhelm Bode **Alte Meister**

Direktor der Königl. Gemälde-Galerie zu Berlin.

24 Lieferungen (jede Lieferung enthält 3 Kunstblätter auf feinstem Kupferdruckpapier in der Grösse von 5:28 cm, Bildgrösse ca. 36:26 cm nebst 3 Blatt erläuterndem Text in prachtvollem Umschlag) à 3 Mk., zusammen 72 Mk.

Ein seit Jahren von allen, die nach Schönheit und Wahrheit auf künstlerischem Gebiet ringen, empfundenes Bedürfnis findet in diesem neuen Prachtwerk seine Befriedigung.

Mit weichen Bildern

— so fragt gar mancher —
 soll ich mein Heim schmücken?

Was ist noch wert, gesammelt und aufbewahrt zu werden, wenn selbst der Kunstkennner unter all dem massenhaft auf den Markt Geworfenen die Spreu vom Weizen nicht mehr zu sichten vermag? In dieser neuen Publikation wird die erfindende Antwort gegeben. Zerstreut in vielen Galerien der Welt hängen die

Meisterwerke vergangener grosser Epochen

manch Kleinod von göttbegnadeter Hand verborgt sich in schwer zugänglichen Privatsammlungen.

Als ein auch dem elegantesten Salon zur Zierde gereichender Wandschmuck, als

Einige Urteile hervorragender Künstler, Kunstkennner etc. über „Meisterwerke der Malerei“:

Professor Reinhold Begas, Berlin. Diese ausgezeichneten Veröffentlichungen gehören auch mit zu denen, welche gute Kunst verbreiten helfen.

Professor Paul Meyerheim, Berlin. Die Vielfältigkeiten sind ganz über alles Lob erhaben.

Professor Prell, Dresden. „Meisterwerke der Malerei“ sind von erstmaliger malerischer Kraft und Schönheit.

Professor P. Janssen, Düsseldorf. Der künstlerische Wert der Blätter ist ganz ausserordentlich.

Prachtstücke für die Mappe auch des verwöhntesten Sammlers

dürfen die in dieser Sammlung vereinigten Kunstblätter getrost bezeichnet werden. Sie bilden zugleich einen Schatz, der seine erzieherische Wirkung auf die heranwachsende Jugend des Hauses beständig ausüben muss.

Der bedeutendste Bildkennner unserer Tage, Geh. Rat Dr. Wilhelm Bode, Direktor der Königl. Gemälde-Galerie zu Berlin, hat die Aufgabe übernommen, die „Meisterwerke der Malerei“ mit einem Vorwort einzuleiten und den erklärenden Text im Verein mit Dr. FRITZ KNAPP zu den einzelnen Blättern zu schreiben, gewiss der deutlichste Beweis, dass es sich hier nur um

das Beste aus der Malerei fast aller Jahrhunderte u. Nationen handelt.

Der aussergewöhnlich billige Preis wird um so mehr überraschen, als einzelne Kupferdruck-Kunstblätter in der gleichen Grösse bislang mit mindestens 6 Mk. bezahlt wurden.
 Richard Bong, Kunstverlag in Berlin.

Um den Etat, der für gerartige Anschaffungen ausgesetzt ist, nicht zu belasten, liefere **komplette Sammlung**, bestehend aus sämtl. 24 Lieferg. à 3 Mk., **3 Mk.** ich die geg. monatl. Abonnements-Zahlung von ohne Preiserhöhung franko innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, nach dem Auslande unter Berechnung des Mehrpostes.

Das Werk kann auf Wunsch auch sofort vollständig in einem geschmackvollen Sammelkasten zum Aufbewahren oder in lackierter Leinwand in Leder und Seide ausgelegter Luxuszwarte geliefert werden und bildet namentlich in dieser Form das wertvollste Feiertags- (Preis der Sammelkästen 9 Mk., der Luxuszwarte 18 Mk.) Die Teillieferungen erhöhen sich in diesem Falle nur um Mk. 1,10 mon. f. h.

Karl Block, Buchhandlung „Meisterwerke der Malerei“ **Breslau 1** Bohrauerstrasse 5 am Hauptbahnhof.

Die 1. Lieferung des Werkes wird bereitwilligst ohne Kaufzwang zur Ansicht franko zugesandt.

Ich ersuche die Buchhandlung **Karl Block, Breslau 1**, infolge ihres Inserates in „Die Zukunft“ vom 31.3. um Franko-Zusendung der 1. Lieferung der „Meisterwerke der Malerei“ zur Ansicht — ohne Kaufzwang

Ort und Datum:

Name und Stand:

Ueber das Reproduktionsverfahren schreibt Geh. Rat Dr. Wilhelm Bode:

„Das neue Verfahren gibt Drucker von solcher Tiefe der Schatten, von so sammetartigem Ton und so gleichmässiger Wirkung, dass dieselben den Mezzotintos der englischen Stecher des 18. Jahrhunderts ganz nahe kommen.“



Der anerkannt beste Kneller: Der orthozentrische Kneller „Ideal“ nach Dr. Brinkhaus. Von hoher Eleganz. Das Neueste: Feder und Stiele sind eins. Beseitigt Schabörung durch korrekte Zentrierung. Fehlerhafte Zentrierung verursacht Schielen. Von verbilligend. Einfachheit. Sitzt sehr fest u. korrekt. von hervor. Aerzten empfohlen. Orthozentrische Kneller Ges. m. b. H. Potsdamerstr. 1192. Man kauft auf firma u. Hausnummer zu schick.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinsslüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

— An- und Verkauf von Grundstücken —

9-1 Uhr.

Automobil-Verleih-Geschäft

Modernste grosse Luxusautomobile

4-7 sitzig für Reise Jagd und Geschäft pro Stunde 7-10 Mark.
Amt IV. 5791. **Karl Melchior**, Berlin SO., Köpenickerstr. 98.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 54. Bande der „Zukunft“

(Nr. 14-26. II. Quartal des XIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägung etc. zu n
Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung
entgegengenommen.

VINS DE CHAMPAGNE

DE LA MAISON

Ch. Gardet & Co.

d'Épernay (Marne)

General-Vertreter für Deutschland
und Oesterreich-Ungarn

Kahn & Winter

in Wien,

I. Canovagasse 7,

— Palais Rothschild. —

Agenten werden gesucht.

Für Gesellschaften, Skat etc.!

Camphausen- Tönnchen-Siphon

5 Liter-Jahrlit



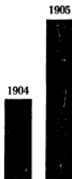
Füllung Mk. 3.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Gewante Bieremisch in 1/2, 1/4, 1 Liter-Fässchen.

Henkell Trocken mehr wie je an der Spitze!

Aus den neuesten statistischen Veröffentlichungen der deutschen Sekt-Industrie geht hervor, dass der Mehr-Versand unseres „Henkell Trocken“ gegenüber der zweitgrössten deutschen Sektmarke von 1904 auf 1905 sich verdoppelte.

Henkell & Co. * Mainz
Gegr. 1832.



Mehr-Versand

der Marke

Henkell Trocken